

DÜSSELDORFER DEBATTE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

1/85
Januar

Aus Stuttgart wird von einem Bäckergesellen gemeldet,
der plötzlich vor dem Haus seines Meisters stehenbleibt und nicht
durch Bitten, Drohungen und Gewalt
dahin gebracht werden kann, hineinzutreten.

Er wird zuletzt durch die Polizei ins Krankenhaus gebracht und
befindet sich dort - sagen die Zeitungen! - wohl,
verweigert es aber fortwährend (ohne irgend einen Grund)
ins Haus des Bäckers oder zu den Seinigen zurückzukehren.

Er hat Angst vor jedem beschränkten Raum.
(Friedrich Hebbel)

Redaktion:

Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211 / 3613360

Sepp Bierbichler, Dietrich Boekle, Peter Brokmeier-Lohfing, Claus Bremer, Jutta Brückner, Rudolf Burger, Arthus (C) Caspari, Dankwart Danckwerts, Franz Josef Degenhardt, Diether Dehm, Frank Deppe, Fred Eckhard, Klaus Eder, Bernt Engelmann, Wolfgang Florey, Gerd Fuchs, Georg Füllerth, Christian Geissler, Ludwig Harig, Helmut Heißenbüttel, Heinz-Gerd Hofschen, Fred Karl, Hans Christian Kirsch (Frederik Hetmann), Hans-Jürgen Krysmanski, Renate Krysmanski, Arnhelm Neusüss, Michael Otte, Karl Pawek, Hermann Peter Piwitt, Hans Platschek, Dagmår Ploetz, Helmut Ridder, Roman Ritter, Witich Roßmann, Georg Rückriem, Peter Rühmkorf, Erika Runge, Hans Jörg Sandkühler, Karl Heinz Scherfling, Ronald M. Schernikau, Michael Schneider, Charles Schüddekopf, Peter Schütze, Michael Springer, Norbert Stratmann, Dieter Süverkrüp, Ralf Thenior, Uwe Timm, Hermann Treusch, Rafael de la Vega, Alexander Voegele, Maria Vonderbank, Franziska Wiethold . . .

ISSN 0176-7232

DÜSSELDORFER DEBATTE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald

Redaktion: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann

Organisation: Helga Bodenstab

Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/Aug.)

Einzelheftpreis 15,- DM, im Abonnement 12,- DM + Versandkosten

Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright©:

Zeitschriften- und Buchverlag GbR Peter Maiwald, Michael von Bentivegni
Konto 31046-209 Postgiroamt Hamburg (BLZ 20010020)

Gestaltung: Kurt Weidemann

Satz: Konkret, Hamburg; Druck: Plitt, Oberhausen;

Vertrieb: inter-abo, Postfach 1449, 2054 Geesthacht

Anzeigenpreisliste 1/84

Peter Rühmkorf Brief, Gedichte, Rede.....	3
Frank Deppe Wege ins Paradies?.....	11
HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden.....	18
Sie müssen verstehen, es ging alles wie von selbst Ein Tonbandprotokoll.....	19
Thomas Neumann Grüne Hegemonie — Anmerkungen zu drei Büchern.....	25
Arne Raeithel Das Lebendige, das Tote und die Symbolmaschinen.....	29
Michael Otte Kunst und Wissenschaft oder Die individuell beförderte Einsicht in allgemeine Zusammenhänge.....	40
Johannes Schenk Mr. Niokis wird zur Reception gebeten; Postdampferkapitänen.....	52
Helmut Ridder Nach dem Nichtbesuch oder der Name des Andreotti.....	54
Konstantin Simonow Das Vernichtungslager.....	63
Zeitschriftenschau — Hinter dem Rücken der Avantgarde.....	77
Autorenverzeichnis.....	51

Der König Servius Tullius teilte alle römischen Bürger in sechs Klassen, nach dem besten Unterscheidungsmerkmal der Welt: nach ihrem Vermögen. Die reichste Klasse bedurfte keines besonderen Namens, sie war einfach: die Klasse. Ihre Angehörigen waren die *classici*. Der Sprachgebrauch der Ausbeuter identifizierte dann Wohlhabenheit mit Vorzüglichkeit, das Wort klassisch erhielt seine heutige Bedeutung. Die sechste Klasse dieser servianischen Verfassung aber, die ärmste, bildeten die *proletarii*.

Wenn wir also heute von proletarischer Klassik reden, — und ich rede einmal davon, um den Gedanken spitz zu machen, — dann drücken wir mit diesen zwei Worten aus, daß die klaffende, uralte Wunde geheilt ist, das prähistorische Zeitalter der Ausbeutung abgeschlossen. Diese zwei Worte enthalten die Aufhebung des Widerspruchs von Produktivität und Genuß, das Ende aller Entfremdung, die Lösung der Aufgabe. Noch sind es freilich zwei Worte. Geben Sie diesem Begriff einen Inhalt, junger Mann; es ist ehrenvoll, am Anfang zu stehen.

PETER HACKS

Peter Rühmkorf

Brief, Gedichte, Rede

Lieber Ben,

Hamburg, den 31.12.84

als wir uns das letzte Mal trafen, war ich gerade auf dem Weg zur Kampnagel-Fabrik, die hier schon wieder im verklärten Rückblick auftaucht, aber auch Ihr seid mittlerweile bei Eurer 5. Nummer angelangt, Gratulation! und ein Grund, beschworene Gemeinsamkeiten nun auch öffentlich einzulösen. Was ich Euch beilege, klafft naturgemäß — der menschlichen Natur gemäß — ein bißchen auseinander, aber vielleicht kann gerade das einen Anlaß für Debatten bieten. Die von manchen Seiten her behauptete Einheit der Person ist ja immerhin eine Frage und die ungern in Zweifel gezogene Haltbarkeit von eindeutigen Positionen ist es auch. Herrdeshimmels! wie viele eisern vertretene politische Standpunkte haben wir nicht in den letzten Jahren und Jahrzehnten jämmerlich ins Rutschen kommen sehen, wenn es um eine Verankerung im Feenreich der Künste ging. Beziehungsweise wie viele wild entflammte Verpoetisierer von Gesellschaftsaufträgen sich an einen gründlich erkalteten Kopf fassen. Die Politik und die Poesie (ich könnte auch sagen: die Ästhetik und das Engagement) gehen gemeinhin ja nicht so bruchlos ineinander über, wie die Absichtserklärungen gern möchten, im Gegenteil, Absichten erzeugen Verstimmungen, und wo wir den Willen vielleicht noch gerade erkennen, sehen wir statt des verheißenen Weges nur die mühsam durch Stabreimkrücken aufrechterhaltene Intention.

In der Hoffnung auf Veröffentlichung auch dieses zunächst ganz privat gemeinten Begleitschreibens, wiederhole ich der allgemeineren Verständlichkeit zuliebe, daß die beigefügten Texte nicht bloß einen gemeinsamen Autor haben, sie sind auch zeitlich nebeneinander her entstanden und können bei Bedarf in einem verbindenden Rahmen vorgetragen werden. Wie weit das praktisch funktioniert und von einem hinreichend schräg besaiteten Publikum sogar gutgeheißen, ja genossen wird, ist dann allerdings eine Frage, die sich aus dem »politischen« Engagement allein noch nicht erklärt. Während der Redetext sich deutlich engagiert zeigt und die realen Widrigkeiten der gesellschaftlichen Welt konkret zur Kenntnis nimmt, scheinen die Gedichte eher einige Handbreit über dem steinigen Erdenboden zu schweben und sich aus ihren melancholischen Privatpassionen einen guten Tag zu machen. Trotzdem behauptet der Vater und Erfinder dieser etwas friedhöflich angehauchten Verse, daß ihre Anteilnahme am Allgemeinwohl — richtiger vielleicht am allgemeinen Unwohlsein — bis in ihre feinsten Nervenfäserchen hinunterreicht und daß ihr gesellschaftliches Interesse alles andere als ein aufgesetztes ist. Sie machen mit Landschaft auf (wie es sich für Anschauungskünstler gehört), gehen dann zu den persönlichen

Leidenschaften über (immer versuchend, Licht vom einen aufs andere zu lenken) und beziehen die Gesellschaft leise schleichend mit herein, auch dort, wo diese scheinbar nur auf die Stimmung drückt.

Laß mich nicht eigene Gedichte erklären müssen — sie sind entwickelt genug, um für sich selbst zu sprechen — aber bei dem Engagement mit seinen zwei unegalalen Seiten laß mich noch ein bißchen verweilen. In der gemeinsam von uns (wenn auch mit unterschiedlichen Gefühlen) verfolgten UZ habe ich übrigens im letzten Herbst eine sogenannte Grundsatzdebatte miterleben dürfen, wo die von uns erörterten Fragen unter dem Titel »Engagement und/oder Qualität« abgehandelt wurden. Bemerkenswert freimütig meine ich, wenn auch ein bißchen spät, denn die Rechtfertigung z. B. der kubistischen Formzertrümmerung aus dem Geiste (Ungeist!) von Guernica läßt ja immerhin ein paar zigtausend scheinbar grundlos zertöppter Blumentöpfe offen. Nicht für uns allerdings, die wissen, daß ein derart radikaler Angriff auf die bürgerlichen Sehkonventionen (richtiger wohl Ganzheitsempfindungen) selbstverständlich aufs ganze geht und den eigenen Hausstand nebst Freundeskreis und Selbstporträten nicht unbeteiligt lassen kann.

Beteiligung! damit sind wir nun aber wieder bei jenem verängstiglichen Schlüsselwort angelangt, das wir auch mit Engagement übersetzen können, und das uns das Kunstwerk als einen ganz konkret in Mitleidenschaft gezogenen Resonanzkörper zeigt. Kunst ist ja nicht nur irgendein Meinungsbeitrag unter anderen und schon gar nicht hat sie solche extraterristischen Kathederpositionen inne, von denen aus sich mit langem naseweisen Zeigefinger auf die Mißstände deuten läßt. Sie ist in die sozialen Umstände verwickelt wie die Salzmiere oder der Tatarenlattich oder die Kamschatkarose in die relative Unwirtlichkeit ihres lebensabweisenden Biotops, und über ihre Qualität entscheidet (zuerst, wenn auch nicht einzig!), daß sie sich unverzagt auf diese erschwerten Lebensbedingungen einläßt und kräftig gegenanblüht.

Wem das zu biologistisch klingt und wer lieber über die »gesellschaftliche Vermittlung« von Kunstwerken sprechen möchte, der kann allerdings erst richtig in die Zwickmühle geraten. Ein Gedicht, ein Bild, ein Musikstück, das sich planmäßig-vorsätzlich von den Grundstörungen der Gesellschaft freizuhalten sucht, (das also offen über seine Verhältnisse lebt) wird von unserm immer heimlich mitlesenden Realitätssinn als trügerisch oder rettungslos unzeitgemäß abgewiesen. Das erklärt z. B., warum wir den Surrealismus trotz seiner scheinbar unnatürlichen Verrenkungen und Zwangscollagen als vergleichsweise lebenswahr und vertrauenswürdig empfinden, während uns der sozialistische Realismus in all seinen bunten oder erdbraunen Phasen als perspektivische Sinnentäuschung erscheint. Engagiert im Sinne einer innigsten gemütlichen und nervlichen Beteiligung kommt uns nur das persönlich in Mitleidenschaft Gezogene vor. Qualifiziert im Hinblick auf Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit scheint uns nicht so sehr die politische Willenkundgebung, sondern die in effigie bezeugte Zeitgenossenschaft. Daß wir allerdings auch die schlimme Botschaft noch als schön empfinden können, einen Anflug von Grauen genießen und — hört hört! — den Angriff auf die Heile-Welt mit Wohlgefallen aufnehmen, gehört gewiß zu den eigentümlichsten Leistungen der Kunst, vor denen ein aufgeklärter Kopf sich nur schütteln kann.

Daß auch der meine sich gelegentlich mitschüttelt, will ich Dir, will ich Euren Lesern nicht vorenthalten. Der beigeigte Redetext ist schon als ernstzunehmender Einspruch gegen ein selbstgenügsam in Kunst gefäßtes Leben zu verstehen, zumindest als ein Appell, die real existierenden Wahnsinnigkeiten nicht einfach auf sich beruhen zu lassen. Ein bloß marginaler oder der privaten Entlastung dienender Gesinnungsbeitrag ist es also nicht. Er betrifft neben dem Verfasser — selbst zahllose andere zwischen den schönen Künsten und dem gemeinen menschlichen Nutzen hin und her gesessene Geister, die das Wort Engagement täglich neu buchstabieren müssen (teils als unabdingliche Menschenbürde und teils als humanistischen Auftrag) und die sich mit den gängigen Flachmannsvokabeln nicht begnügen mögen. Einen Anflug von Beunruhigung entnehme ich selbst noch jener eingangs zitierten UZ-Debatte mit ihrer Frage nach dem Engagement und der ästhetischen Qualität. Sie kann sich mit der Forderung nach »mehr Niveau« natürlich nicht vorzeitig in den Ruhestand begeben. Sie kann aber auch an Zweifel röhren, die auf dieser Welt schon gar nicht mehr zu stillen sind, und die die Schriftstellerin Dagmar Scherf auf den folgenden zweisprachigen Nenner brachte: »Das Problem, ob und wie ich mit diesen zwei streitenden Seelen in meiner Brust, der politisch kämpfenden und der dichten, leben kann, ob nicht die eine die andere eines Tages in die Ecke drängt oder gar abmurkst, treibt mich schon länger um.«

Worum es bei solchen dramatischen Bewußtsseinskonflikten geht, ist also wirklich und wahrhaftig Sein oder Nichtsein, und die Einheit der Person (siehe oben) steht konkret wohl nur auf dem Papier, das den Gitarristen der humanen Ganzheit so überreichlich aus den Schalllöchern quillt. Aufreißen, noch einmal, wollen wir die Kluft zwischen ihnen und den lyrischen Levitationskünstlern trotzdem nicht. Wenn es um die gefährdeten gemeinsamen Menschensachen geht, laß ich gern alle Kunstvorbehalte fallen und die »Populismus«-Debatte auf sich beruhen und die Jedermannsmusik eine nützliche Nummer sein; und ich pfeife sogar auf meine effeff-Differenzierungen und höchstpersönlichen Überblasttechniken — mag ja sein, daß in der Stunde wirklicher Bedürftigkeit — wenn das letzte Winterpalais gestürmt ist und die Einzelseele trotzdem unerlöst in die Röhre kuckt — gerade solche Töne auf ein menschliches Röhren treffen.

Herzlich grüßt Euch und die Euren Euer gestandener Zweifüßler

Peter Rühmkorf

Letzte Mohikanerin

Fahriges Novemberzirren
rosig-diesig hintersprayt:
Erster Elfter, Allerirren,
weiß der Daus, was aufersteht.

Von der höchsten Himmelsleiter
blickst du durch zum Grund der Welt —
Schau, die Schatten fallen weiter
als der Apfel fällt...

Pechmarie und Hungerholger
grüßen als verratzer Part,
bis der beinerne Verfolger
Schrift und Wand zum Abgrund karrt.

Was sich aufwirft, ist Beschichtung,
loser Putz zu hohem Ziel —
Nur ein Stoß und keine Richtung,
nur ein Schlenker, noch kein Stil.

Bagger-, R ä u m-, MONIER-BETRIEBE:
neue Hoffnung perlt wie Sekt;
ewig diesem Schein zuliebe,
der der Welt als Wahrheit schmeckt.

Auf ein Altes! Auf ein Neues!
— wenn ich da bin, bin ich dein —
Realismus: ein »so sei es!«
hochgestrichen: »könnte sein.«

Denn das Wahre sucht das Gute
und die Schönheit lechzt nach Sinn,
meine ab — so — lila — lute
letzte Mohikanerin.

Durch dauernde Gedanken an dich...

Der Himmel so violett-winterlich,
verschwunden fast, verschwommen —
Durch dauernde Gedanken an dich
bin ich ins Rutschen gekommen.

Es fällt in mein bewegtes Sing-Sing
noch Licht aus erwählten Bezirken.
Die Sonne kam raus, als sie unterging,
zu spät, um Wunder zu wirken.

Wer teilt meine eisigen Lippen mit mir,
errätst du es, erreimst es?
Das sind schon alles Eingriffe-hier
in mein Herz, mein allergeheimstes.

Das sind — bei lebendigem Leibe verkannt —
der Unschuld Elendsgrimassen:
So muß die Liebe fort über Land
und sich für Geld sehen lassen.

In unzugänglichen Höhen treibt
das Hirn noch Sozialwissenschaften;
es schwenkt seine Lappen — es grüßt — es bleibt
der Kuß der Erkenntnis nicht haften.

In alle Ewigkeit gut geht das nicht
so haltlose Schlüsse ziehen —
Ich heule über mein ganzes Gesicht,
ich lache in kleinen Partien.

Daß man sich nicht zu weit entfernt
von seinen besten Zeiten.
Doch was einer aus einem Fußtritt lernt,
das soll er nicht weiterverbreiten.

Klängklong! am schlimmsten ist immer der Schluß
— was schlagen die Glocken so knöchern? —
Weltuntergang — verschwindibus —
in welchen schwarzen Löchern...

Meine verehrten Damen und Herren, liebe Freunde,

lassen Sie mich einige Sätze sagen zu P.A.N.D.-International, *Performers and Artists for Nuclear Disarmament*, einige Bemerkungen unter Brüdern gewissermaßen, obwohl auch das Schwesternliche hier keineswegs zurückstehen soll, im Gegenteil, die miteinander verschwisterten Künste stehen hier im Mittelpunkt unserer auf Praxis drängenden Überlegungen. Wie Sie wissen, oder wie Sie den Ihnen nahegelegten Papieren entnehmen können, konstituierte sich P.A.N.D.-International im Anschluß an unsere beiden Freiluft-Concerti am 3. und 4. September 1983, und wenn ich sage *konstituiert*, dann heißt das nichts anderes, als daß sich eine besonders auffällige Facette der buntscheckigen Friedensbewegung hier eine eigene Verfassung geben hat. Daß das nützlich sein kann und vielleicht sogar lebensnotwendig werden, beweist Ihnen schon ein flüchtiger Blick auf die mittlerweile bedrohlich gelichteten Reihen. Seit unserer wetter-, wind- und wendeanfälligen Szenenberichterstatter befunden haben, daß mit Aufstellung der Pershing-Zwo-Raketen der Friede kein Thema mehr sei — anders gesagt, daß der Friedensbewegung eine oberste Zielvorstellung abhanden gekommen und die Schubkraft ausgegangen sei — hat sich Was-man-so-Szene nennt seine eben noch so herzlich empfundene Anteilnahme ausreden lassen, gerade so, als ob sich auch die kritischen Anlässe in Wohlgefallen aufgelöst hätten. Sie haben es keineswegs, wir wissen es, die Harmonie des Horrors strebt vielmehr ganz neuen und immer gewagteren Balanceakten zu, und was in Auflösung begriffen ist, sind einzig unsere eben noch so kritisch bewegten Protestmassen.

Ich sehe darin nicht nur einen Disziplinierungserfolg der Staatsgewalt, die bekanntlich von den Gerichten ausgeht. Auch die Verfolgungsbehörden können nicht ganz und gar selbstherrlich gegen die Stimmung ermitteln und Abschreckung walten lassen — sie brauchen dazu ein Klima der allgemeinen Entmutigung und edel-melancholischen Geistesabwesenheit — und diese gewissen atmosphärischen Voraussetzungen werden bei uns noch immer über den Markt geregelt. Über den Stimmungs- und Gesinnungsmarkt, über die Strömungsindustrie, das mediale Zerstreuungsgewerbe, und erst nachdem die Dispersionsbetriebe ihre Arbeit getan haben, kann auch der Staat nachfassen mit seinem anerkannt langen Arm und seinem bewundert langen Atem; aber wenn seine Zeit gekommen ist — und die ist jetzt! — werden die versprengten Monaden einer großen Hoffnungsbewegung gejagt und aufgebracht werden wie die letzten Schwärmer und Rottengeister nach den Bauernkriegen. Glauben Sie nicht, ich spräche von fernen Dritten Wunderländern. Was die ZEIT vom 30.11.84 uns diesbezüglich an Namen, Zahlen und Umstandsbeschreibungen zugemutet hat, ist dramatisch genug, um noch die bleiernste Depression von ihrem Ruhepfuhl zu reißen. Von dem eher wohltemperierte als heißen Protestherbst des Jahres 1983 ist ein eiskalter Prozeßwinter 84 übriggeblieben mit mindestens DREITAUSEND in Ermittlungen verwickelten Demonstrationsteilnehmern, das scheint mir ein ernstzunehmendes Alarmsignal. Der mit maschineller Monotonität wiederholte Vorwurf: »gewaltsame Nötigung«. Die vom Geiste stufenweiser Abschreckung bestimmten Strafandrohungen: zwischen 1000.- und 30.000 Mark. Und der Gewinn für unsere »Freiheitlich demokratische Grundord-

nung« schon jetzt: die folgenschwere Unterhöhlung unserer demokratischen Grundrechte auf Versammlungs- und Demonstrationsfreiheit.

Ich sage das nicht, um ein gesellschaftliches Trauerspiel als ausweglose Schicksalstragödie zu beklagen. Ich möchte nur folgern dürfen, daß melancholisches Beiseitegehen oder zynisch feixendes Abstandthalten überhaupt keine ernstzunehmenden Spitzenpositionen mehr sind, auch keine künstlerisch interessanten Abweichwinkel! Eine gewisse trauerumflorete Weltabgewandtheit liegt vielmehr allerbestens auf Linie und kommt den Erwartungen des sich neu formierenden Obrigkeitstaates aufs deutschesten und dienstfertigste entgegen. Denken wir bitte nicht immer nur an allzu bekannte und wahrhaft abstoßende Allerwerteste, wenn wir uns den Tiefhang der politischen Moral in unserem Land zu vergegenwärtigen trachten. Denken wir zunächst einmal an uns selbst und unsere oft mit kindischem Eigensinn behaupteten Außenseiterpositionen, und wir werden erkennen, daß manche subjektivistischen Wunderkerzen und Exzentrikate sich eigentlich ganz hübsch in den Rahmen unserer Privilegiengesellschaft fügen. Desgleichen, daß der Unmut in den Verhältnissen sich mit Scheinalternativen leicht einen schönen Tag und ein gutes Gewissen machen kann.

Nichts gegen den vielzitierten, auch vielkritisierten »Schönen Schein«, der den Künsten anhaftet, seit sich mit dem Verlust der mythischen Kollektive auch der Glaube an ihre direkte Zauberkraft verloren hat. Es macht aber schon einen Unterschied, ob wir unseren Zeitgenossen ahnungsvoll vorausscheinen, vorausleuchten wollen, oder ob wir uns damit begnügen, die Bremsbeleuchtung unseres Restaurationsbetriebs zu repräsentieren. Anders gesagt, aber immer noch in Bildern gesprochen: die Bretter, die die Welt bedeuten, sollten diese schon bedeuten, schon erklären helfen, andernfalls sie nämlich sehr leicht zu jenen Brettern werden können, die die Welt vernageln.

Liebe Freunde, Kampfgenossen, Zelebritäten, Exzellenzen, Querdenker, Querpfeifer, Außenseiter, Sondermischungen, Einzelgänger, über den Großen-Anton Latschende: all das wollen wir sein und bleiben — und wir wollen uns unsere individuellen Zacken auch gar nicht aus der Krone brechen lassen — aber wenn ein geschätzter Ausnahmezustand wirklich in den Rang einer leuchtenden Ausnahme aufrücken soll, dann, scheint mir, darf man ihn nicht einfach auf sich beruhen lassen. »Prominenz«, sagte neulich Eva Mattes im kleinen Freundeskreis, »Prominenz, nungut — und sicher bin ich auch irgendwie prominent, aber damit muß man doch etwas Richtiges anfangen.« Sie meinte: daß dieser ihr zuteil gewordene gesellschaftliche Bonus noch in einem anderen Sinn des Wortes zu etwas *gut* sein müsse. Und sie hat ja vollkommen recht — jedenfalls was unseren wackligen Stern und unser aller fragwürdige Stellung auf diesem angeht — denn wozu dieses ganze blöde Erhöhungs-wesen und der gehobene Extrawursthandel, wenn Bonität und Privilegiertheit nicht für eine allgemeine Menschheitssache nutzbar zu machen sind. Und nun folgen Sie mir noch einmal nach Mutlangen. Da haben wir nämlich den Nobelpreisträger Heinrich Böll neben dem Pastor Albertz und Walter Jens Backe an Backe neben Dietmar Schönerr sitzdemontrieren sehen, und von gewaltamer Nötigung war in ihrem Fall überhaupt nicht die Rede, gerade so, als ob sich der Arm des Gesetzes in letzter Instanz selbstkritisch in den Arm gefallen wäre. Und er hat sich mit Sicherheit ganz gehörig am Riemen gerissen — und zwar zweiseitig — denn wo gibt es denn sowas, daß die Gleich-

heit vor dem Gesetz dann doch wieder solche unerlaubten Vorzugsregelungen kennt. Trotzdem meine ich, daß wir an dieser heiklen, dieser mürben, dieser extrafaulen Stelle unserer öffentlichen Rechts- und Unrechtspraxis nicht bloß sinnend verweilen, sondern offensiv posto beziehen sollten: mit dem erklärten Ziel, die allenthalben in die Enge regierten Freiheitsrechte in den Schutz dieses Bonus und unter das immer noch haltbare Dach des Kunstparagrafen zu nehmen.

Halten Sie das bitte nicht für resignierende Einsicht in eine niederdrückende Notwendigkeit. Dialektisch betrachtet, kann es nämlich noch etwas gänzlich anderes sein, sagen wir einmal: eine neue Bestimmung von Artistik als einer Disziplin des politischen Kampfes. Immer bedenken Sie: noch stehen wir nicht am Pranger, sondern auf weithin leuchtenden Podien, und diese Ausnahmestellung gilt es wirkungsvoll zu festigen. Solange die Künste überhaupt noch ein gewisses Sonderrecht genießen und solange man die Musen noch nicht in Schutzhaft zu nehmen wagt, haben wir diese knirschend eingeräumten Privilegien wahrzunehmen: nicht als einen privatim genossenen Luxus, sondern als einen erhabenen Hebelpunkt im Gelände, von dem aus sich die Welt neu in Bewegung setzen läßt.

Wir wollen uns mithin nicht damit begnügen, uns wechselseitig die Schlimmigkeit unseres scheinbar unheilbar verrotteten Globus zu bestätigen; wir wollen in Beziehung treten, zunächst untereinander, aber dann auch gleich im Hinblick auf ein erwartungsvoll gespitztes Publikum, das wollen wir als einen besonders interessanten Ausschnitt der Menschheit nie ganz aus den Augen verlieren. Immerhin — und da denken wir mal nicht zu gering von dem neuerdings etwas scheel angesehenen »Populismus«, aber auch nicht von unseren eigenen Gaben — war bereits unser Auftakt im St.-Pauli-Stadion alles andere als ein zirpiges Grillenkonzert. Und als wir am 30. Januar in etwas feinerer Besetzung in der Kampnagel-Fabrik auftraten, mag sich dieser oder jener Levitationsartist unter uns bedenkenvoll an den Hut gefaßt haben, ich meine im Erstaunen vor diesen — doch! — Feinstresonanzen bei einem gar nicht spezialgebildeten und zunächst vielleicht *nur* aus Gewissensgründen herbeigeeilten Publikum. Allerdings haben wir uns bei diesem gemeinheitlich genossenen Widerhall natürlich nicht zur Ruhe gesetzt — wir haben uns durch ihn erst richtig animieren lassen. Sodaß wir am 1. Mai schon wieder in der Hamburger Musikhalle zusammengefunden haben — in Kooperation mit dem Deutschen Gewerkschaftsbund, wie der Tag und sein Thema es nahelegten. Und gestern und heute ist der »Hamburger Sängerhaufen« unter Anleitung von unserer Irmgard Schleier im Auditorium Maximum der Universität vorstellig geworden, mit einer Darbietung des »Canto General« von Pablo Neruda und Mikis Theodorakis. Und für den 23. Januar steht schon wieder eine dreigestrichene Rarität auf dem P.A.N.D.-Programm: das von Michael Naura redigierte Jazz-»Concert-for-a-friend — Freiheit für Nelson Mandela«. Sie sehen, der sowohl genossenschaftlich als auch sinfonisch gedachten Unternehmungen ist kein Ende, und wenn wir nun gemeinsam unsere Flaschen heben — als Freundschaftszeichen und als Zukunftsperspektiv — dann sehen wir in gar nicht mehr so weiter Ferne bereits den 8. Mai aufleuchten, da werden wir in jeder Hinsicht des Wortes öffentlich zum Frieden aufspielen, auch wenn man es uns in gemeinhin wohlformierten Kreisen als musikalische Nötigung auslegen wird.

Frank Deppe

Wege ins Paradies?

Offenbar besteht gegenwärtig - zumal unter linken Intellektuellen - ein enormer Bedarf an Zukunftsorientierung. Das Scheitern vieler - individueller und kollektiver - sozialistischer Projekte seit den 70er Jahren nährt - neben gegenläufigen Absetz und Rückzugsbewegungen - diesen 'utopischen Drang' ebenso wie die Erfahrung der gesellschaftlichen und politischen Realität, die vorerst mehr Fragen aufwirft, als sie schon Antworten und erfolgreiche strategische Orientierungen (gleichsam den festen Boden unter dem Kopf) zu geben vermöchte.

Warum - so lautet eine dieser bohrenden Fragen - wird die sozialistische und kommunistische Linke hierzulande - aber auch anderswo - gerade in einer historischen Periode schwächer, in der die ökonomische Krise des Kapitalismus (von den Linken oft genug vorausgesagt) mit all ihren sozialen Widersprüchen zur Alltagserfahrung der lohnabhängigen wie der nicht-mehr-lohnabhängigen Massen geworden ist? Warum ergreift unsere Kritik des kapitalistischen Herrschaftssystems nicht die Massen und wird damit zu einer 'materiellen Gewalt'? Warum tanzen die Verhältnisse nicht nach der Melodie, die wir ihnen unermüdlich vorsingen?

Solche Fragen lassen sich auf verschiedenen Terrains diskutieren. Man kann sie z.B. an die Fragenden zurückgeben. Damit würde das Terrain zu einer Intellektuellen-Debatte gewechselt - ihre Ungeduld (daraus abgeleitet: das Abgleiten von Enttäuschungen in tiefsten Pessimismus), ihre notorischen Fehldiagnosen - oftmals verbunden mit dem Anspruch, Bewegungen und Organisationen nach ihren Vorstellungen zu führen - traten schnell ins Zentrum der Diskussion. Auf der anderen Seite könnte aber auch gefragt werden, ob die Analysen und programmatischen Konzepte, die die 'traditionelle Linke' bislang aus den Krisenprozessen des vergangenen Jahrzehnts entwickelt hat, ausreichen; ob der vielfach beklagte Widerspruch zwischen Anspruch und Wirklichkeit nicht doch einem Mangel an theoretischer und politischer Phantasie, schließlich auch der Unfähigkeit geschuldet sei, sich aus historisch tief eingeschliffenen Denk- und Politikmustern zu lösen, um sich so den Zukunftsanforderungen und dem sozialistischen Projekt neu zu stellen.

Der französische Sozialist André Gorz fordert in seiner neuen Schrift »Wege ins Paradies« (Berlin 1983) einen solchen Bruch »in unseren Denkgewohnheiten und Plänen«. Die gegenwärtige Krise des »Industrialismus« mache diesen Bruch notwendig: die Linke müsse sich von den keynesianischen Illusionen ebenso lösen wie von der »Verherrlichung der Arbeit als Religion«, als »Quelle gesellschaftlicher Identität und persönlicher Erfüllung«. Der große Sprung des André Gorz führt direkt ins Reich der entfalteten Bedürfnisse, der vollendeten Individualität: also ins Reich der kommunistischen (so hätte Marx sie genannt) Gesellschaft, »in der die notwendige Produktion an Notwendigem nur noch einen sehr geringen Teil der

Zeit des einzelnen in Anspruch nimmt und in der die (Lohn)-Arbeit infolgedessen aufhört, die Haupttätigkeit zu sein«. Diese Perspektive »jenseits der Lohnarbeit und der Arbeitsgesellschaft« verknüpft Gorz mit einer oberflächlichen »Industrialismus-Kritik, die er von A. Toffler übernommen hat: »Der Sozialismus der Zukunft wird post-industrialistisch und antiproletaristisch sein, oder er wird nicht sein«.

Die objektive Möglichkeit dieses Sprungs begründet Gorz zunächst mit der epochalen Krise des Kapitalismus der Gegenwart. Er spricht vom »Zerfall der Gesellschaft«, davon, daß das Kapital die »Herrschaft über die Entwicklung verloren« habe. Der Kapitalismus ist schon »halbtot« - verlockende Botschaft! Die »Agonie des Kapitals« wird vor allem darin deutlich, daß alle Mittel, die - dem Wertgesetz, der Konkurrenz und der Profitproduktion gehorchen - der Kapitalismus zu mobilisieren vermag, um der Krise Herr zu werden, notwendig seinen Untergang beschleunigen. Die »technische Revolution« der Mikroelektronik wirkt dabei als ein mächtiger Hebel. Sie leitet das »Zeitalter der Beseitigung der Arbeit« ein. Gorz bezieht sich hier immer wieder auf den Zusammenbruch der »auf dem Tauschwert ruhenden Produktion«, wenn die Produktivkraft - vergegenständlicht im »capital fixe« - eine Stufe erreicht hat, auf der die »Schöpfung des wirklichen Reichtums« immer weniger abhängt »von der Arbeitszeit und dem Quantum aufgewandter Arbeit«. Auch die befreende Perspektive von der Aufhebung der an die Maschinerie geketteten Arbeit sieht Gorz hier von Marx antizipiert: Der Arbeiter »tritt neben den Produktionsprozeß, statt sein Hauptagent zu sein«

Diese Krise selbst setzt jene Alternativen der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung auf die Tagesordnung, die schon heute die strategischen Orientierungen der antagonistischen politischen Kräfte und Bewegungen (mehr oder weniger bewußt) durchdringen: entweder - so Gorz - die technokratisch beherrschte, »programmierte Gesellschaft«, in der die »Hegemonie der Arbeitselite auf autoritärem Wege aufrechterhalten« wird, die die Nicht-Arbeitenden - auch gewaltsam - ausgrenzt und in der der Staat für die Zurichtung der Menschen auf dieses Herrschaftssystem zuständig ist; oder : die »befreite Gesellschaft« (die Marx »kommunistisch« nannte), in der das Wirken des Wertgesetzes aufgehoben ist.

Der Weg zu diesem Paradies wird vor allem durch die neuen Techniken determiniert. Gorz weist also die Technik-Feindlichkeit zurück, die in der Alternativbewegung (mit der romantischen Idealisierung vor-industrieller Lebensweisen), aber auch bei Teilen der Gewerkschaftsbewegung, die eine bloße Verweigerungshaltung gegenüber den 'neuen Techniken' einnehmen, vorherrscht. Gleichzeitig verfällt er selbst einem extremen technologischen Determinismus, wenn er schreibt: »Aus der Automatisierung der Produktion folgt notwendig das Erlöschen der Lohnarbeit, der Marktmechanismen und des Arbeitswerts«; oder wenn er behauptet, die »lebenslängliche Einkommensgarantie« werde notwendig und möglich, »wenn die Automatisierung nicht nur den ständigen Zwang zur Arbeit, sondern auch das Wertgesetz und die Lohnabhängigkeit selbst abgeschafft hat«. Erst die 'neuen Techniken' zeigen also den Ausweg aus dem Kapitalismus.

Gorz weiß natürlich, daß der Bruch, der die neue Perspektive einleitet, nicht von selbst kommt; »die politische Definition und Lenkung dieses

Wandels werden für den Ausgang der gegenwärtigen Krise entscheidend sein« Hier entwickelt er seinen zentralen Gedanken von der notwendigen 'Entkopplung' von Einkommen und Erwerbs- bzw. Lohnarbeit. Erneut wird die 'Abwendung von der Arbeit' (die er mit Hinweisen auf durchweg fragwürdige Ergebnisse der 'Wertwandelforschung' als reale Tendenz auch auf der Ebene der Subjektivität faßt; vgl. als Kritik F. Deppe, Ende oder Zukunft der Arbeiterbewegung, Köln 1984, bes. S. 223 ff.) als unumkehrbarer Prozeß vorausgesetzt: »Jede Politik, auf welche Ideologie sie sich sonst auch berufen mag, ist verlogen, wenn sie die Tatsache nicht anerkennt, daß es keine Vollbeschäftigung für alle mehr geben kann und daß die Lohnarbeit nicht länger der Schwerpunkt des Lebens, ja nicht einmal mehr die hauptsächliche Tätigkeit eines jeden bleiben kann«.

Das »Recht auf Einkommen, das nicht von Besitz eines Arbeitsplatzes abhängt« wird von Gorz zur Idee der 20 000 Stunden konkretisiert. Die Gesellschaft garantiert jedem ein lebenslanges Einkommen sowie das Bürger-Recht, »auf sein ganzes Leben verteilt das Produkt des nicht weiter reduzierbaren Quantums an gesellschaftlich notwendiger Arbeit zu erhalten, die er im Laufe seines Lebens zu erbringen hat«. Mit diesem Sozialeinkommen würde die Lohnarbeit abgeschafft. Jeder könnte nach seinen Bedürfnissen und Fähigkeiten entscheiden, wann, wo und wie er das Recht auf die 20.000 Stunden Lebensarbeitszeit abarbeitet. Als Übergangslösung schlägt Gorz eine »Besteuerung der maschinell und durch Roboter automatisch erzeugten Güter und Dienste« (Vgl. Gorz, in: Gewerkschaftliche Monatshefte, 1/1984, S. 10), also eine Art »Maschinensteuer« sowie ein System der »politischen Preise« vor. Dazu muß eine drastische Verkürzung der Arbeitszeit kommen - hier liegt die wichtigste Aufgabe der Gewerkschaften. Durch solche Maßnahmen würde schon Raum geschaffen für die produktive Nutzung der freien Zeit: »Basis-Genossenschaften, in denen in freiwilliger Zusammenarbeit lokal gearbeitet und erzeugt werden kann... Einrichtungen, in denen die freigewordene Zeit kreativ verwendet wird und neue gesellschaftliche Beziehungen auf Gegenseitigkeit, Hilfsbereitschaft, Zugehörigkeitsgefühl gegründet werden können« (ebd.).

So eröffnet sich die Perspektive einer von den Fesseln der Warenproduktion, der Arbeitsteilung und des Tauschwertes befreiten Gesellschaft. Hier rangiert der Gebrauchswert vor dem Tauschwert; die Individuen sind frei, entsprechend ihren Bedürfnissen die freigesetzte Zeit zu »maximieren«. Wahre Selbstbestimmung, Freiheit und Autonomie können sich entfalten. Allerdings besteht auch in diesem Paradies der Zwang zur Produktion des Notwendigen. Die Arbeit ist dort - aufgrund der Automatisierung und Informativierung - stark reduziert und banalisiert. Sie bleibt fremdbestimmt und daher »heteronom«. Neben dieser »makrosozialen heteronomen Arbeit« findet die Selbstverwirklichung der Menschen in den »mikrosozialen« (kooperativen, gemeinschaftlichen oder Vereins-)Tätigkeiten und im Bereich der »autonomen Tätigkeiten« statt. Da für Gorz der Wunsch, »zu unternehmen«, nicht minder legitim ist als der Wunsch, z.B. zu musizieren, gibt es auch noch freie Unternehmer: »Zwischen die institutionelle Produktion und die individuelle und nachbarschaftliche Eigenproduktion um des Vergnügens willen muß sich indes eine Produktion freien Unternehmertums schieben, die handwerklicher, genossenschaftlicher oder kommunal-

gemeinschaftlicher Art sein kann». Das typische Mittelständler-Argument, daß die »meisten Innovationen aus Mikrobetrieben« kommen, wird hier ebenso übernommen wie Schumpeter's These, derzu folge freier Unternehmergeist »nicht spezifisch kapitalistisch« ist und die »Sklerose der institutionellen Bürokratie« vermeiden kann.

Soweit - in groben Zügen - der Gorz'sche Entwurf einer radikalen Neuorientierung linker Politik. Daß er - zumindest unter Intellektuellen - eher positive Resonanz als harte Ablehnung findet, daß er vielfach erstaunte Aufmerksamkeit provoziert, hängt wohl vor allem damit zusammen, daß er dem weitverbreiteten Pessimismus der Linken - punktuell gesteigert zum Katastrophismus - kühn eine positive Perspektive, die Utopie eines sozialistischen Weges entgegenstellt. Dazu kommt, daß diese Perspektive - zumindest auf den ersten Blick - aus den Erfahrungen gegenwärtiger gesellschaftlicher Widersprüche entwickelt scheint: aus den kapitalistischen Krisenprozessen, der Produktivkraftrevolution, der Krise der keynesianischen Regulierung und der traditionell-defensiven Muster der Gewerkschaftspolitik. Schließlich werden bei Gorz links orientierte Gewerkschaften und Alternativbewegung als Bündniskräfte gedacht: die Gewerkschaften wirken für die Arbeitszeitverkürzung, die neuen sozialen Bewegungen besetzen die von Erwerbstätigkeit freigesetzte Lebenszeit mit ihrer alternativen Kultur, die sich an Werten wie Selbstbestimmung, Gebrauchsorientierung, Liebe und Solidarität, Dezentralisierung u.a.m. - kurz: an der Idee der vollendeten Freiheit und Autonomie orientiert.

Der wichtigste Gedanke bei Gorz bezieht sich auf die Entkoppelung von Einkommen und Leistung. Er sieht durchaus richtig, daß die Steigerung der Produktivkraft der gesellschaftlichen Arbeit den Widerspruch zwischen der tauschwertsetzenden Arbeit und der Befriedigung individueller und gesellschaftlicher Bedürfnisse verschärft. Arbeitszeit- und Einkommenspolitik sollen daher von der kapitalistischen Logik abgekoppelt werden. Natürlich sind gegen die Idee der 20.000 Stunden bei einem unabhängigen Lebenseinkommen zahlreiche Einwände vorzubringen; gleichwohl wird hier eine Frage thematisiert, die schon heute sowohl die gewerkschaftliche Arbeitszeitpolitik als auch die notwendige Neuorientierung der Sozialpolitik betrifft. »Die gewagte Prognose, daß es nie mehr eine Vollzeitbeschäftigung für alle geben wird, halte ich für aus der Luft gegriffen und für derzeit durch nichts belegbar. Dennoch ist der Gorz'sche Hinweis zu beachten, daß das ideologische Festhalten am eheren Zusammenhang von Arbeit und Einkommen faktisch bereits weitgehend durchlöchert ist und vor allem dazu dient, 'die Natur der sozialen Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu bewahren' (M. Ernst-Pörksen, *Wege ins Paradies?*, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 11/1984, S. 1374ff, hier S. 1379).

Der theoretische und strategische 'Bruch', den Gorz postuliert, fordert aber auch Kritik heraus. Zunächst wird es einige seiner Leser erstaunen und verwirren, daß er nur kurz nach seinem »Abscheid vom Proletariat« (nach seiner ungewöhnlich flachen 'Revision' des Marxismus) zur Marx'schen Krisentheorie und zur Arbeiterbewegung, genauer: zu den Gewerkschaften, zurückkehrt. Dennoch sind auch in der neuen Schrift zahlreiche Ungereimtheiten und Widersprüche nicht zu übersehen. Ich will mich nur auf einige Punkte beschränken.

-Der Krisenbegriff von Gorz steht in der Tradition von Zusammenbruchs-Theoremen, die in der Geschichte oftmals falsche politische Orientierungen angeregt haben. Seine unterkonsumtionstheoretische Argumentation bringt ihn dazu, die historische Grenzen des Kapitals absolut zu setzen. Dieser Fehler wird noch durch den bereits erwähnten technologischen Determinismus verstärkt. Daraus resultiert zugleich - wie bei einigen fröh-sozialistischen Utopien - die gefährliche Tendenz, die sozialistische Perspektive mit der Entdeckung von 'Rezepten' (hier: Entkoppelung von Arbeit und Einkommen, 20.000 Stunden etc.) zu verknüpfen und dabei die Widerstände und das ganze Ausmaß der Gewalt zu unterschätzen, das der heutige Imperialismus (in seiner gesammten Herrschaftssphäre) gegen jeden Ansatz einer progressiven Veränderung mobilisiert. Soweit überhaupt Szenarios künftiger Krisenprozesse und Konflikte gedacht werden können, erscheint es reichlich unwahrscheinlich, daß sie sich um die Verwirklichung der Gorz'schen Utopie bewegen werden. Vielmehr wird die Herrschaft des Imperialismus zuerst dort infragegestellt werden, wo die Massen gegen die Unerträglichkeit ihrer Existenzbedingungen revoltieren. Die ökonomischen und politischen Rückwirkungen von weltwirtschaftlichen Krisenprozessen, vom Zerreissen der 'imperialistischen Kette' in ihren 'schwächsten Gliedern' - vor allem in Ländern der III. Welt - sowie die damit verbundenen Kämpfe werden - zumindest in den nächsten Jahren - die globalen Existenz- und Herrschaftsbedingungen des Imperialismus entscheidend bestimmen und auch die ökonomische und soziale Entwicklung, das Tempo der Produktivkraftentwicklung und den Inhalt der sozialen und politischen Kämpfe in den Metropolen des Kapitals beeinflussen.

- Die Utopie von Gorz ist nicht weniger unklar als sein Krisenbegriff. Das Nebeneinander von institutioneller (heteronomer) und autonomer Produktion wirft notwendig die Frage nach den Steuerungs- und Verteilungsprinzipien, nach dem Plan auf, nach dem gesellschaftlichen und individuellen Bedürfnisse bestimmt und befriedigt werden sollen. Für Gorz sind die autonomen Tätigkeiten, Produktion »um des Vergnügens willen«, der entscheidende Bezugspunkt. Wie aber soll - bei Fortbestehen der institutionellen Produktion und bei der Freiheit für echte 'Unternehmer' - verhindert werden, daß die Verhältnisse der einfachen Warenproduktion in Verhältnisse der kapitalistischen Warenproduktion (aus dem autonomen Sektor heraus) umschlagen? Wie sollen die gesellschaftlichen Bedürfnisse (deren Reichweite ja notwendig über den autonomen Sektor hinausgeht) bestimmt werden? Die post-industrialistische Perspektive von Gorz scheint gerade hier durch einen kleinbürgerlichen Freiheits- und Autonomiebegriff (abgeleitet von den Freiheitsidealen einfacher Warenproduzenten) vorbestimmt. Für Marx dagegen konnte die »Freiheit auf diesem Gebiet nur darin bestehen, daß der vergesellschaftete Mensch, die assoziierten Produzenten, diesen ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen, statt von ihm als einer blinden Macht beherrscht zu werden«. Die Utopie der Produzenten-Assoziation wird daher keineswegs die industrielle Produktion sowie die Befriedigung gesellschaftlicher Bedürfnisse durch kollektive Dienstleistungen als fremdbestimmtes Zwangsverhältnis betrachten müssen. Die Qualität einer befrei-

ten Gesellschaft wird gerade darin bestehen, nach welchem Plan sie den Zusammenhang von Vergesellschaftung und autonomer, individueller Selbstbetätigung regelt.

- Viele Überlegungen von Gorz zur Entkoppelung von Arbeit und Einkommen sind nicht einmal originell. Im konservativen Lager - von M. Friedman bis K. Biedenkopf und L. Späth - blühen geradezu 'Utopien' vom Übergang in die neue post-industrielle 'Informationsgesellschaft', in der Zeitsouveränität, Flexibilisierung der Arbeitszeit, Dezentralisierung, mehr individuelle Freiheit etc. sich durchsetzen. Auch die Idee des 'Soziallohnes' stößt hier auf Interesse. Gorz weiß das und plädiert dafür, solchen Vorstellungen politisch einen anderen Inhalt - eben die sozialistische Perspektive der Abschaffung der kapitalistischen Warenproduktion und der Lohnarbeit - zu geben. Was aber geschieht, wenn die Kräfte, die diese Perspektive durchsetzen könnten, zu schwach sind? Weder die Gewerkschaften, an die Gorz appelliert, noch die »Masse der gegen die Arbeit Gleichgültigen«, die als mögliches Subjekt des Kampfes um die Neu-Aufteilung der Arbeit genannt werden, sind heute als bewußte und handlungsfähige Potentiale dieses Kampfes zu identifizieren. Damit aber konkretisiert sich die Gefahr, daß die Lohnabhängigen wie die Marginalisierten zum Objekt der konservativen Flexibilisierungsstrategien werden, daß die Macht der Gewerkschaften - vor allem in den Betrieben - weiter ausgehebelt wird, daß die Voraussetzungen für die Perspektive eines sozialistischen Ausweges aus der Krise des Kapitalismus nicht besser, sondern schlechter werden.

Es wäre gewiß falsch, die utopische Intention des Andre Gorz mit einem pragmatischen Realismus zu konfrontieren, dessen Hilflosigkeit auf die bloße Verteidigung des status quo herauskommt. Gorz ist darin zuzustimmen, daß die gegenwärtige Krise des Kapitalismus auch in der Arbeiterbewegung neue Überlegungen, den Mut zum perspektivischen Denken in Alternativen erfordert. Wenn sich aber diese Überlegungen vollständig von den konkreten Bedingungen des Kampfes, von den Erfahrungen der Lohnabhängigen selbst abheben, dann besteht die Gefahr, daß die strategische Desorientierung nur noch zunimmt. Hier nun macht sich der Hauptmangel des Gorz'schen Entwurfes geltend, daß er seine gesamte Konzeption aus der Perspektive der Nicht-Arbeit ableitet. Das ist nicht nur empirisch falsch, sondern zerschneidet auch den Bezug zu Kämpfen und zu einer Politik der Arbeiterbewegung, die heute - im Betrieb und in den gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen - den kapitalistischen Produktionskonzepten und Krisenstrategien Schranken setzen könnte. Dazu gehört nicht nur die Arbeitszeitverkürzung, sondern auch die Auseinandersetzung um die 'Sozialisierung der Anpassungslasten' durch eine neue Beschäftigungspolitik; aber dazu gehört auch das - tarifpolitische oder über Betriebsvereinbarungen durchzusetzende - Ausnutzen von Möglichkeiten, um die »im Zusammenhang mit den neuen Technologien erweiterte Gesamtmasse qualifizierter Funktionen für komplexe Arbeitsplatzdefinitionen für möglichst viele Arbeitskräfte« expansiv auszuschöpfen (H. Kern/M. Schumann, *Das Ende der Arbeitsteilung?* München 1984, S. 324; vgl. dort auch die Kritik an Gorz, s. 328 ff.), Ausbau von Mitbestimmungs- und Kontrollmöglichkeiten, die Verhinderung der Flexibilisierungsstrategien des Kapitals.

Jede Politik, die - theoretisch und praktisch - die Perspektive eines Weges zum Paradies nicht mit der Lösung dieser Gegenwartaufgaben zu verbinden vermag, wird scheitern müssen.

Im Auge biegt sich der Balken.

Wer am Boden liegt, hört das Gras wachsen.

Wir sind auf dem richtigen Kurs, sagte Kolumbus, als er nach Indien segelte.

Nicht der Zweig, die Schere muß gestutzt werden.

Die gerungenen Hände erscheinen an der Wand als Laokoons Schlangen.

Die groben Klötze ächzen schon unter dem kleinsten Keil.

HARAKIRI —
neueste Selbstmordversuche unter Freunden

Opposition:

Im übrigen, im Vergleich zwischen Herrn Kohl und mir: Nehmen Sie doch mal die Meinungsumfrage. Wir stehen beide bei 0,6 Prozent plus. Dies hat's ja in der ganzen Republik noch nicht gegeben, mit Ausnahme der Endzeit des Ludwig Erhard, daß der Kanzler nicht besser stand als der Oppositionsführer.

Hans Jochen Vogel, Der Spiegel 51/84

Einheitsgewerkschaft:

Ich bin stolz auf die IG Bergbau. Ich möchte euch alle auf diesem Kongreß persönlich einzeln umarmen... Die Eröffnungsveranstaltung war für mich ein tolles Erlebnis. Ich fand es toll zu wissen: Hier sind achtzig Prozent Sozialdemokraten, und dann spricht der Bundeskanzler, der, wie ich, politisch anders gefärbt ist. Die Delegierten empfangen ihn mit Respekt und Beifall. Glaubt mir, liebe Kollegen: das ist es, was unsere Gewerkschaft so schön macht und worauf ich stolz bin, daß wir wissen: wir sind stark und mächtig nur als Einheitsgewerkschaft, gleichgültig wer an der Macht ist, daß wir zu allen Zeiten zu allen Regierungen und Parteien ein anständiges Verhältnis hatten. Laßt mich als Sozialpolitiker sagen: Bei aller Kritik, die wir zu üben haben, bei allen Sorgen, die wir haben, laßt uns das, was wir gemeinsam erreicht haben, nicht selber vermissen.

Vorstandsmitglied Michels auf dem Dortmunder IG Bergbaukongreß Ende November

Internationalismus:

Kein Ort nirgends: Seveso ist nicht überall, Hamburg-Georgswerder ist nicht überall und die IG Chemie (gp Nr. 1/85) ist nicht überall: »Bhopal ist nicht überall«.

Enthüllung:

CIA schnüffelt in Bonn
CIA spioniert in Bonn herum

stern, 27.12.84
UZ, 28.12.84

Sie müssen verstehen, es ging alles wie von selbst

Ein Tonbandprotokoll

Ich habe nie in meinem Leben ernsthaft angezweifelt, daß ich den nächsten Tag, die nächsten Jahre, den Rest meines Lebens gut versorgt bin im weitesten Sinne: daß ich zu essen habe, eine Wohnung, ein Auto, das war für mich nie ein Zweifel. Ich laufe mit dem Gefühl der herrlichen Geborgenheit herum. Wenn es ein Gefühl nicht gibt, dann ist es das einer existentiellen Not aus politischen Gründen.

Ich bin 1955 geboren, zwischen Düsseldorf und Köln, in Gohr, und war in Neuss auf dem humanistischen Gymnasium. Nach dem Gymnasium war ich bei der Bundeswehr, größtenteils zwischen Hamburg und Bremen. Da habe ich die Grundausbildung gemacht. Dann habe ich in einem Ausbildungslager am Starnberger See russisch gelernt, weil ich die GSTD, die Gruppe sowjetischer Truppen in Deutschland, die in der DDR stationierten Panzerverbände der Russen abhören sollte. Das habe ich dann auch die restlichen 9 Monate bei Lüchow-Dannenberg getan. Ich saß auf einem dieser Funktürme, die wöchentlich ihre neuesten Nachrichten aus dem Russenlager an das Verteidigungsministerium geben.

Nach der Bundeswehrzeit bin ich in starke Depressionen gefallen und habe mich erst wieder an der Universität hochgerappelt. Durch ein intellektuelles Profil bin ich dann über die für meine persönliche Geschichte größte Niederlage, die Zeit bei der Bundeswehr, hinweggekommen.

Ich habe Philosophie und Germanistik studiert und, weil ich ursprünglich eine Lehrerausbildung machen wollte, auch Pädagogik und Romanistik. Nach meinem Examen habe ich ein bißchen was geschrieben, Geschichten, mal einen Essay, was mir auch gelungen ist. Und dann habe ich mich bei den Zeitungen umgesehen, und das klappte eigentlich ziemlich unmittelbar. Ich ging zur »Rheinischen Post«, sagte 'Guten Tag', ich möchte gerne bei Ihnen schreiben'. Ja, sagten die, gehen Sie da und da hin, da ist heute ein Schützenfest. Dann kam ich wieder, und die Dame sagte: Schreiben Sie 60 Zeilen. Da schrieb ich 60 Zeilen. Da sagte sie: Hervorragend! Und damit lief das. So war ich ein dreiviertel Jahr bei der »Rheinischen

Post« und bin dann über ein paar Freunde und mit ein paar Literaturkritiken in eine Düsseldorfer Stadtzeitung reingerutscht, deren Redakteur ich noch bin.

Manchmal kommt mir meine Bundeswehrzeit so vor, als ob ich sie nur geträumt hätte. Man ist ja in diesem seltsamen Winkel bei Lüchow-Dannenberg, der in die DDR hineinragt, ziemlich abgelegen. Die Gegend war damals wirklich tot. Man mußte auf einer langen Straße durch den Wald fahren, dann kam erst die Kaserne, von der Kaserne fuhr man mit dem Militärbus zu den Aufklärungstürmen. Da das Ganze bleiverglast war, konnte man nicht nach außen sehen. Man saß da, war von Anfang an müde, hielt die Müdigkeit zwölf Stunden durch, fuhr wieder zurück in die Kaserne, schließt sich aus, trank in der Kantine zuviel, aß, fuhr wieder zu den Türmen zurück, und wenn man Glück hatte, fuhr man am Wochenende nach Hause. Man war schon froh, wann man da nur raus war, und das neun Monate lang. Man war vom normalen Leben derart abgekoppelt, daß mir alles nach einiger Zeit wirklich wie geträumt vorkam.

In der Zeit vor der Bundeswehr war ich, um das mal so zu sagen, viel 'unterwegs'. Das Abitur habe ich mit links gemacht, es hat mich nicht besonders interessiert. In Neuss war ich damals ein relativ bunter Hund: ich war viel in der Scene, zuerst in den kleinen linken Zirkeln. Ich erinnere mich an dunkle Stuben, in denen SDAJ-ler zwischen einigen Marx-Brevieren herumgingen. Ich bin da ein halbes Jahr ziemlich regelmäßig hingegangen, habe die Diskussionen interessiert verfolgt und habe eben auf diese Weise die Luft einer klassischen linken Stadtbewegung mitgekriegt.

Eigentlich bin ich durch die Schule dazu gekommen. Damals war es noch so: wenn man ein paar linke Haltepunkte außerhalb des Klassenkonsenses hatte, dann hatte man einen großen Vorteil. Zum Beispiel, wenn man Brecht zitieren konnte, oder Marx, da hatte man in der Schule schon als Sechzehnjähriger einen gewissen revolutionären Charme. Den habe ich weidlich ausgenutzt, und es ist mir gelungen, mir einen leichten linken Status zu erobern. Das läßt sich weitergeben, und an der Schule waren auch welche, die Kontakte zu den Betrieben hatten, und so bin ich in dieser Zeit zu allem Möglichen auch mitgelaufen. Die Politik war aber nicht von den Fêtes zu trennen, von den Cafehaustreffpunkten, wo immer ein Zirkel von Leuten zu treffen war, von denen man wußte, die waren in Neuss politisch engagiert und zwar links. Zur selben Zeit befand ich mich auch in einer anderen Bewegung, interessierte mich stark für Moden, lange Haare, Mädchen, kurz: ich führte dieses lockere Straßenleben, das es einem gestattete, in der Schule immer als ein Outcast zu erscheinen.

Das war für mich eine high time damals, eine große Zeit, in der ich mich wirklich gut gefühlt habe. Ich wurde immer als ein Exot gehandelt, dessen Intelligenz ausreichte, um ohne größere Fleißarbeit seinen Platz behaupten zu können. Und mitten aus dieser kleinen Häuptlingsposition in dieser Neusser Jugendrotte bin ich von der Bundeswehr herausgerissen worden. Mein Überschwang, mein lebenspraktischer Idealismus, war auf einmal dahin, und ich mußte nur noch gehorchen.

Ich hatte keine Kraft mich dagegen aufzulehnen, sah auch, daß andere, die es getan haben, bald ein ziemlich hartes Los hatten. Ich habe mich mit Mühe und Not angepaßt, aber innerlich habe ich eigentlich die ganze Zeit

getrauert. Ich hatte damals Haare, die bis auf die Schultern reichten, und ich fand mich abgrundtief häßlich, als ich mir von einem Dorffriseur die häßlichste Frisur der Welt machen lassen mußte. Also ich könnte da noch viel erzählen, aber in jedem Fall hat mich die Bundeswehr enorm auf den Hund gebracht.

Während meiner Schulzeit hatte ich mit meinen Eltern nur anfänglich Konflikte. Die Konflikte haben sich dann aber immer ziemlich schnell gelegt. Es gab ab und zu Extremfälle - die Konflikte fielen dann geradezu tobstüchtig aus -, aber dann kam eigentlich immer lange überhaupt nichts. Ich erinnere mich noch sehr gut daran, daß ich einmal im Suff über parkende Autos gelaufen war und die Polizei mich endlich nach Hause brachte, nachdem ich ihr vorher wegelaufen war. Mein Vater wurde auf die Polizeiwache bestellt, und danach war unser Verhältnis so gebrochen, daß ich dachte, das wird nie mehr was. Aber das ging dann doch wieder. Und dann hat man mich haschischrauchenderweise ebenfalls erwischt. Ich bekam dann einen Sozialhelfer zur Seite, der einmal die Woche kam. Das war dann zu Hause eine ziemlich grausame Zeit, in der ich auch gedacht habe, das heilt nie. Es ging aber alles wie von selbst. Es gab immer nur ganz kleine Eruptionen, und ansonsten konnte ich machen, was ich wollte. Meine Eltern hatten mich wahrscheinlich in dem Gottvertrauen aufgegeben, entweder er schafft das Gymnasium, oder er schafft es nicht, ändern können wir sowieso nichts dran. Und so hatte ich eine relative Ruhe. Mein Vater war Fußbodenleger, meine Mutter Hausfrau.

Die Drogengeschichte war für mich sehr wichtig, nicht etwa, weil sie mich in irgendeiner Form bedroht oder aus der Bahn geworfen hätte, sondern weil sie für das Aufsehen gesorgt hat, das meinem Selbstbewußtsein insofern gut getan hat, weil ich mich überall als leichten Dissidenten fühlen konnte.

Man muß sich vorstellen: ich kam aus einem Dorf mit 1600 Einwohnern. Von meinem Jahrgang waren nur zwei auf dem Gymnasium. Mit mir kam der Sohn eines Diplomingenieurs auf die Schule, der aber nach einem dreiviertel Jahr wieder nach Hause geschickt wurde, weil er es nicht geschafft hatte. Da war ich dann der einzige unter lauter Bankier-, Lehrer- und Ärztesöhnen in dieser Klasse.

Jahrelang war ich in dieser Klasse immer ein Außenseiter im schlechten Sinne, also einer, der Angst hatte, einer, der sich mühsam intellektuell auf dem Niveau halten mußte. Mit 15, 16 Jahren merkte ich, daß ich im Maß- und Hierarchiesystem der Klasse eine Chance hatte, nämlich, verbunden mit einer ziemlich spontanen Intelligenz, mit meinem Engagement in den sozialwissenschaftlichen Fächern. Da habe ich dann den Durchbruch geschafft. Zum erstenmal habe ich mich herrlich gefühlt. Ich habe mir gesagt, jetzt hast du endlich in der Schule eine Funktion, vorher war es eine Quälerei. Als sich so meine schulische Leistung und mein leises Dissidententum verbinden ließen, war das wohl der Grund, warum meine Eltern, in erster Linie auf Leistung erpicht, nie so heftig auf meine Eskapaden reagiert haben, die waren ja mit schulischer Leistung verbunden.

Nach der Bundeswehrzeit hat die Universität für mich geradezu einen paradiesischen Wert bekommen. Die Diskussion, in die ich mich zuerst mit Interesse eingeklinkt habe, war die Diskussion Adorno-Popper, Haber-

mas-Albert, dieser Positivismusstreit. Das war der erste Ideenpool, der mir an der Universität begegnete, wo ich Partei ergriffen habe. Ich habe mir gesagt: wenn man jetzt auf eine Karte setzt und seine intellektuellen Fähigkeiten erst einmal begrenzt, nicht alles wissen will, sondern auf eine bestimmte Theoriebildung baut, dann kann man sich in den Seminaren als Macht etablieren. Und damit fing das langsam an, auf die Höhe des akademischen Exkurses zu gelangen. Es gelang mir nach kurzer Zeit, daß ich im gediegenen Mittelfeld des intellektuellen Fußballspiels an der Universität mitspielen konnte. Das war Ende 1975.

Die Professoren und Dozenten waren noch ganz von SDS-Gedankengut erfüllt, und sie vermittelten, ohne daß man sich jetzt darunter die konkrete politische Aktion vorstellen konnte, ein angenehmes Aufgreifen des Fadens, den ich schon von meiner Schulzeit her kannte. Man konnte sozusagen in der Institution selber Theorie machen, mit dem guten Gefühl, man macht eigentlich, wenn auch tendenziell vage, Gesellschaftskritisches. Ich bin ja sozusagen immer über die Negation in das Wissensfeld eingedrungen. Zu diesem Zeitpunkt war der Zusammenhang zu einer außerakademischen politischen Bewegung eigentlich schon gekappt. Das weiß man natürlich auch erst im Nachhinein. Ich jedenfalls hatte damals das gute Gefühl, im Zentrum des diskursiven Geschehens zu sein, das, wenn es noch ein bißchen intensiviert wird, das System zum Wanken bringt.

Über Freunde bin ich dann in den Umkreis des MSB-Spartakus gelangt, und die Diskussion hat mich auch von daher erreicht. Aber alles, was von da kam, war mir doch etwas profan. Also, wenn man von den hehren Hallen der Wissenschaft herunterstieg und dann diese Kleinarbeit auf den Fluren sah, das war dann nicht mehr erstzunehmen. In diesem Kreis standen für mich die persönlichen Verhältnisse im Vordergrund. Aus meiner Perspektive gab es damals keine Argumente, etwa in den avancierten Studentenblättern wie den 'Roten Blättern', die mich hätten interessieren können. Die Argumente konnte ich in meinem Studium nicht verwerten, die hatten sehr viel mehr mit politischer Praxis, mit einem bösen Kapitalismus zu tun. Die politische Pragmatik besaß für mich keine Attraktion, und in der Theoriebildung schien das vollkommen unabgedeckt, was da gemacht wurde.

Mich hat Politik in diesem handgreiflichen Sinne damals überhaupt nicht berührt, im Gegenteil. Das hat vielleicht auch mit meiner Bundeswehrzeit zu tun, ich weiß es nicht. Die reine Theorie, die kühle intellektuelle Arbeit hat mich als Phänomen gereizt; das war eine Leidenschaft, die nicht gestört werden wollte durch die Einwände einer schmutzigen Praxis. An der Universität war für mich einfach alles zu neu und zu interessant, dieses Begegnenkönnen, was in den Köpfen abläuft, als daß ich mir die Frage gestellt hätte, wie verbinde ich die Situation, in der ich bin, zum Beispiel als Bafög-Empfänger, mit meinen wissenschaftlichen Ansprüchen. Das war kein ernsthaftes Thema. Ich konnte durchaus mit auf eine Bafög-Demonstration in Düsseldorf gehen, es war aber ein schöner Nachmittag. Ich war nicht von dem Gefühl erfüllt, ich mache da etwas Wesentliches. Das Wesentliche lag dann schon irgendwo anders.

Es gab dann für mich eine Ernüchterung, die so zu nennen etwas euphemistisch ist, denn es gab bei mir nicht eine Euphorie, die hätte ernüchtert

werden können. Es war mehr eine Erfahrung, die nochmal, eigentlich zum x-ten Mal bestätigt hat, wie, einmal übertrieben ausgedrückt, wie schmutzig alle Praxis ist. Ich bin mit den Freunden vom MSB in die DDR, nach Zwickau gefahren. In diesen zehn Tagen ist mein ganzes Vorwissen, meine ganze Einstellung massiv bestätigt worden, die immer schon abwehrend, ablehnend war. Das hat sich dann durch einen Doppel-Effekt auf hanebüchene Art und Weise verstärkt. Wir waren mit FDJ-lern einer Fachhochschule zusammen, mit Studenten in unserem Alter. Die erzählten nun, um zehn Uhr müßten sie im Bett sein, nach zehn Uhr darf bei ihnen niemand mehr rein. Die Fachhochschule war wie eine militärische Anlage nach außen abgeschirmt, das habe ich mit eigenen Augen gesehen. Wenn jemand Besuch bekam, dann mußte der um zehn Uhr wieder raus, mußte seinen Paß beim Pförtner abgeben und wenn der nicht pünktlich rauskam, dann ging der Pförtner durch die Häuser und holte den raus. Das schien mir ziemlich hirnverbrannt gegenüber dem, was wir als Studenten hier in der Bundesrepublik machen. Das war das Eine. Das Zweite, das mich dann wirklich geschockt hat, — die Tatsachen haben mich nicht so sehr geschockt —, das war, daß jetzt die Freunde, die ich seit Jahren kannte und mit denen ich in der Bundesrepublik ständig gegen alle möglichen Arten von Reglementierungen gekämpft hatte, daß die jetzt alle auf einmal zu recht fertigen wußten, warum ein Vierundzwanzigjähriger um zehn Uhr keinen Besuch mehr haben darf, das haben mir alle durch die Bank begründet, und das hat mich dann richtig fertiggemacht. Daß man abends im Zimmer, wenn man sich nochmal über den Tag unterhielt, nicht fähig war, einen Konsens herzustellen über das, was hart war, was Scheiße war, was geändert werden müßte, und das nach unseren Erfahrungen in der Bundesrepublik, da habe ich dann die Welt nicht mehr verstanden.

Ich glaube, in meiner Zeitung hält man mich mehr, als ich es wirklich bin, für einen apolitischen Menschen. Ich halte mich immer fern von politischen Diskussionen. Das ist mein Image, und das pflege ich auch. Ich interessiere mich für den wissenschaftlichen Sozialismus, aber es ist nicht so, daß ich mit diesem Wissen die Öffentlichkeit befruchten müßte.

Ich habe mich immer mit Geschichtsphilosophie beschäftigt, also mit Hegel mehr als mit Kant. Über Hegels Rechtsphilosophie habe ich auch einen großen Teil meiner Examensarbeit geschrieben, später habe ich mich mit Benjamin und Adorno beschäftigt. So bin ich zu einem grundsätzlichen Zweifel an möglichen Sinnzusammenhängen in der Entwicklung des bürgerlichen Zeitalters, vielleicht der Geschichte überhaupt, gekommen. Die Quintessenz, wenn man mein Studium einmal summarisch betrachtet, war ein hedonistischer Skeptizismus. Nachdem alle Erklärungsmodelle ihre Attraktion verloren hatten, nachdem ich mich mit meinem bescheidenen Gehirn glaubte auf den Zenith ihrer Möglichkeiten emporgeklommen zu haben, blieben nur noch Trümmer. Und in diesen Trümmern, so habe ich mir gesagt, okay, da mußt du dann freudig leben und nicht verzweifelt leben. Das war für mich eine befreiende Erfahrung, die jetzt auch andere Folgen hat, weil diese Lehre sich auch depressiv bemerkbar macht und nicht nur lustvoll.

Das Motiv des Endes der bürgerlichen Ära war mir nie plausibel, zumindest nicht unter den Auspizien des herrschenden Proletariats. Das war für

mich immer ein äußerst obskures Gebilde; die Diktatur des Proletariats erschien mir, übertrieben ausgedrückt, wie die Forderung nach einem neuen Absolutismus, eine Zumutung.

Ich sehe nicht, daß die strukturelle Arbeitslosigkeit, die wahrscheinlich erhalten bleiben wird, grundsätzlich zu Verarmungsprozessen führt. Ich sehe eher das Gefälle der nord-südlichen Hemisphären, daß sich das Verhältnis Ausbeuter und Ausgebeutete international auf Hemisphären bezogen hat. Ich glaube, daß der Kapitalismus, wenn er nicht unbedingt auf Reagens Politik beharrt, das Problem der sozialen Deplazierung, der Arbeitslosigkeit, mildern könnte.

Ich glaube nicht, daß in einem Staat wie der Bundesrepublik Politik ein Motiv ist, sich beim Aufstehen zu überlegen, ob man lieber liegen bleiben will oder nicht. So ein Motiv ist vielleicht eine Karriere, eine Liebschaft, ein Film, aber nicht die Politik. Das ist vielleicht in Nicaragua anders, das ist anders in den Ländern der Dritten Welt. In Amerika ist das nicht anders, in der Sowjetunion ist es anders, hier bei uns ist es nicht so. Wenn ich mich ein bißchen kämpferisch darstellen wollte, dann würde ich sagen, daß ich daran interessiert bin, Politik im Sinne von Verwaltungstechnik, auch der Hirsche, wo immer es geht zu verwirren, fernzuhalten, diffus zu machen. Ich möchte nicht in einen Zustand kommen, wo ich mich tagtäglich entscheiden muß für eine relativ abstrakte, solidarische, kollektive, sozusagen für eine mit vielen anderen zusammen gestaltete Wirklichkeit. Das möchte ich nicht. Ich erlebe das schon als Zwang. Ein politisches Kollektiv mit einem erklärten Willen und mit einer oszillierenden Spannbreite von eigener Willensbildung ist mir zutiefst verhaftet. Ich möchte Politik als Zentralmotiv meiner tagtäglichen Überlebensübungen fernhalten.

Ich möchte nicht, daß mich Geschichte, Optionszwänge ständig an allgemeine Kategorien, allgemeine Handlungsrichtlinien, anbinden. Das deckt sich möglicherweise fatal mit vielen liberalen Marktwirtschaftstheorien. Das bejahe ich dann auch. Deswegen scherze ich auch gern mit dem Kapitalismus als einem schönen Karneval der Gemüter.

Ich möchte Politik als eine Verwaltungsakademie mit eingeschränkten Aufgaben verstanden wissen, die das Zusammenleben in seinen Grundmöglichkeiten sichert, etwa in den Grundwerten der Unverletzlichkeit, der Integrität des anderen. Wenn das gewahrt ist, dann möchte ich den Raum, in dem sich dann Werte herauskristallisieren, als ständigen Kampf mit allen möglichen Schattierungen erleben und nicht unter den eingeschränkten Wahlmöglichkeiten, die wir etwa in der Politik von SPD bis Grüne haben.

Wer von der Macht des Beifalls von der falschen Seite überzeugt ist, sollte die falsche Seite mit Beifall bedenken. Das wird ihr schaden!

Peter Maiwald

Thomas Neumann

Grüne Hegemonie

Anmerkungen zu drei Büchern

Die Reklamation der Schäden, die im Lauf der Geschichte, besonders in den letzten Jahrzehnten die industrielle Aneignung der Natur mitsichbrachte, sowie der zu erwartenden Zerstörungen ist schon lange nicht mehr und war auch nie ausschließlich eine Domäne der Grünen. Die Verkehrung der Maßstäbe in der gesellschaftlichen Betrachtung, die zum Gradmesser der menschlichen die außermenschliche Natur macht, den Stoffwechsel der Natur in umgekehrter Reihe verfolgt, jede Welt erst in ihrer Umwelt zu erkennen vermag, ist zur selbstverständlichen Bewußtseinsform geworden. Eine fast unglaubliche Kompetenz in Sachen Ökologie hat sich über die Gesellschaft gebreitet. Und dennoch blieb vergeblich, daß alle politischen Organisationen und Parteien in den letzten Jahren die Entdeckung machten, Natur- und Umweltschutz seien schon immer Teil ihrer Programmatik gewesen. Die Wähler glauben es offenbar nur den Grünen.

Vergeblich war es, im Namen der Menschheit oder des Menschen natürliche Humanität zu fordern, alle Katzen blieben grau, nur die Grünen nicht. Unwirsch und unverständlich wird darauf verwiesen, die Grünen könnten einen Besenstiel statt eines Kandidaten aufstellen, er würde doch gewählt. Ein Phänomen wird angeklagt, ein Phänomen zu sein. Aber seine Kopie will nicht gelingen. Alle Parteien behaupten auf alle oder die meisten Fragen Antworten zu haben, nur die Grünen behaupten das nicht und haben damit Erfolg. Sie machen den Eindruck einer Partei, die auf der Suche ist und laden ein, sich zu beteiligen. Sie partizipieren an einer verbreiteten Stimmungslage, an der grünen Hegemonie im gesellschaftlichen Bewußtsein, am Wissen um das Defizitäre ehemaliger Gewißheiten.

Der Wechsel des Modells, der Paradigmenwechsel, wie er allerorten genannt wird, von den menschlichen, wie immer widersprüchlichen Assoziationen und ihren Bewegungen, Klassenkämpfen, auf Umwelten, in denen die Assoziationen sich bewegen, ließe sich als Rücknahme früherer Säkularisierungen verstehen, und so verstehen es viele Grüne bis hin zu Joschka Fischer, von Bahro nicht zu reden. »In Persien«, fand Fischer heraus, »versuchen sich die Leute einer Entwicklung zu entziehen, an deren Anfang sie stehen. Wir dagegen versuchen dasselbe von dem Höhepunkt dieser Entwicklung aus. Und von dem Höhepunkt dieser Entwicklung aus tritt mehr und mehr wieder etwas Wesentliches in unserem Leben in den Vordergrund... Ich meine die Religion und das Heilige.«

Bei schlichter Betrachtung, wie das zur Selbstdarstellung gebräuchliche Wort 'alternativ' sie nahelegt, kann man aber auch die andere Seite einer alten und vertrauten Medaille erkennen, die neue soziale Bewegung und die Grünen in ihrem Zentrum als ein Spiegelbild der Defizite der alten. Nicht die zerstörte Umwelt wäre dann der Antrieb, sondern die Selbstbescheidung der Arbeiterbewegung, vor allem ihres gewerkschaftlichen Teils, der

den Paradigmenwechsel schon lange vollzogen hat, der, statt zu gestalten, sich aufs Verhindern kaprizierend, das Umweltdenken, wenn auch negativ besetzt, zuerst kreierte.

Auf einer Konferenz des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) zur Situation und Perspektive bundesdeutscher Gewerkschaften sind diese Tendenzen in den Analysen der jüngsten, von manchen zu den größten stilisierten Streiks erkennbar geworden. Mit dem herkömmlichen Organisations- und Politikverständnis seien - Frank Deppe - »die Anforderungen der Gegenwart und der Zukunft im Interesse der Lohnabhängigen nicht zu bewältigen«. An den alten Kampf- und Erfolgskriterien festzuhalten, bedeute gegenwärtig und zukünftig - Jens Bünnig - »bestenwärts geneigten Bahn des in kampffloser Kapitulation endenden Kurses« eingeschlagen wird.

II

Die Konrad-Adenauer-Stiftung behauptet, die »Links-Dominanz der Grün-Wähler« ermittelt zu haben und alle, die links von der CDU eine parlamentarische Mehrheit errechnen, bestätigen das. Das Kriterium für links aber ist der Bezug auf die Arbeiterbewegung. Andererseits sind es ausgerechnet die Grünen, die den unmittelbaren Zusammenhang zwischen sozio-ökonomischer Interessenlage und politischer Interessenvertretung, die Fortentwicklung sozialer Kämpfe zu politischen, systemsprengenden Auseinandersetzungen bestreiten. Ihr Verhältnis zur Arbeiterbewegung, zur organisierten wie zur Klasse an sich, ist ambivalent, wenn auch kaum mit dem Begriff 'nichtproletarisch' zu fassen. Die Antifundamentalisten, die am Ende ihres Weges, zumindest vorläufig, ein rotgrünes Bündnis sehen - rot steht für Sozialdemokratie - haben theoretisch von der Arbeiterklasse längst Abschied genommen. Ihre sich auf Marx berufenden Kontrahenten dagegen sehen »in der ökologischen Krise tatsächlich eine Chance, die seit langem auch in der marxistischen Tradition verschüttete Debatte über den wahren gesellschaftlichen und individuellen Reichtum neu zu beleben« (Ebermann/Trampert). Voraussetzung dafür ist ihnen, die Reduktion der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterbewegung »auf das herrschende Modell des Wachstums« zu durchbrechen. Aus diesem Grund sind gerade sie, die Fundamentalisten, daran interessiert, die grüne Partei von jeder bündnisträchtigen Berührung mit den verschiedenen traditionellen gewerkschaftlichen und politischen Organisation der Arbeiterklasse zurückzuhalten. Von solchen Berührungen fürchten sie, Teilhaber am »historischen Klassenkompromiss«, an der »passiven Revolution«, an der »Unterwerfung der Arbeiterbewegung unter die Produktions- und Reproduktionserfordernisse der offensiv neue Strukturen durchsetzenden Kapitalherrschaft« zu werden.

Die einander widersprechenden Bezugnahmen auf die Arbeiterbewegung treffen sich in der Meinung, daß von dort, wie die Dinge stehen, nichts zu holen sei. Aber diese Meinung hat Gründe und ist nicht mit dem Hinweis erledigt, ihnen unterliefen die üblichen Mißdeutungen bei Betrachtung des

Reformismus. Das jüngste Aktionsprogramm der durch die Streiks aufgemunterten Industriegewerkschaft Metall, Arbeit und Technik, liegt vor. Es liest sich wie ein auf den Kopf gestelltes Manifest grünen Bewußtseins. »Der Mensch muß bleiben!«, heißt samt Ausrufezeichen die Lösung.

»Der Mensch«, seit jeher eine aparte Erscheinung, ist in diesem Fall nicht einmal das. Natürlich meint die IG-Metall den 'Menschen' im Betrieb und natürlich nicht schlechthin, nicht den leitenden und herrschenden, sondern den angestellten, arbeitenden 'Menschen', in ihrer Sprache den Arbeitnehmern. »Der Mensch« als Arbeitnehmer soll bleiben »in seinem doppelten Sinn: als jemand, der einen Arbeitsplatz hat und der bei der Arbeit auch noch Mensch sein kann.«

Die näheren Bestimmungen machen das Wesen noch abstrakter als das dürre Wort ahnen läßt. Es muß gesund sein, jedenfalls dürfen die Belastungen das Erträgliche nicht überschreiten. Es soll »arbeitsplatz- und betriebsübergreifende Inhalte« wissen, weil sich damit »verbesserte Arbeitsmarktchancen eröffnen«. Die »Fähigkeit zur Eigeninitiative« und das »Recht auf informationelle Selbstbestimmung« gehören zu seiner Individualität. »Sicht- und Gesprächskontakte« dürfen ihm nicht verstellt werden. Seine Umgebung soll ausgestattet sein mit »bedienerfreundlichen Werkzeugmaschinen«, »benutzerfreundlichen Schreibsystemen«, die CNC-Maschinen müssen »menschengerecht« zu steuern sein, die Technik insgesamt »human« und die »Technologiekonzepte arbeitsorientiert«. »Ganzheitlichere Ansatzpunkte«, z.B. »Mischarbeit«, sind erwünscht. Derartiger Zuwachs an Humanität im Betrieb würde auch anderen 'Menschen' Nutzen bringen. »Rollierende Qualifizierungsmaßnahmen« z.B., wenn »sie dauerhaft einen bestimmten Prozentsatz der Beschäftigten dem Arbeitsprozeß entzögen, würden, »zusätzliche Personalkapazitäten« binden. Aber mehr noch, »menschengerechte Arbeitsplätze sind in vielen Fällen auch wettbewerbsfähiger«, sie »verkaufen sich«, wenn sie »die Feuertaufe des deutschen Marktes bestanden haben«. Der 'Mensch' im Arbeitnehmer, verspricht die IG Metall dem Arbeitgeber im Menschen, garantiert Erfolg.

Eine prägnante Beschreibung kompletter Ratlosigkeit, die Aufkündigung der Zukunft. Dieses Wesen, auf das Ensemble betrieblicher Verhältnisse reduziert, funktioniert innerhalb des Mensch-Maschine-Systems als seinem Mikrokosmos, makrokosmisch wird es auf dem Weltmarkt bewegt, im Rahmen kapitalistischer Akkumulation, ist es wettbewerbsfähig. Die Idee der Selbstbestimmung in der Arbeit, ihr praktisch-revolutionärer Charakter, der gesellschaftlichen Bewegungen einen Inhalt, mindestens ein Ziel setzen könnte, ist aufgegeben. Die Rede ist ausschließlich von der leeren Arbeit, die ihren Sinn in der Begegnung mit der menschengerechten Maschine findet.

Für diese Arbeit mögen dann Gesundheit und Qualifikation konkrete Merkmale sein; aber nicht vom Standpunkt des realen Arbeiters, sondern vom Standpunkt des Kapitals. Das Menschliche im Arbeitnehmer, der obersten Grenzmarke des 'Mensch-Seins' anerkennt Unfreiheit und Ausbeutung als seine Wesenszüge. Im 'Menschen' als Arbeitnehmer pulsiert das Kapital, es ist sein Leben.

Die gänzlich ausgehöhlte Vorstellung von Arbeit und ihre Gleichsetzung mit dem 'Menschlichen' bezeichnen eine Schnittstelle, an der grünes Be-

wußtsein sich bildet. Was für einen Sinn macht es, diesem Fantom nachzulaufen? Würde man es je erreichen, hätte es vermutlich, umstellt von neuen Maschinen, nichts als die alte Klage vorzutragen, soweit es überhaupt noch neben oder zwischen Maschinen anzutreffen wäre. Welche Inhalte wäre dieses Wesen imstande sich und seiner Welt mitzuteilen, welche Fähigkeiten wären von ihm zu erwarten, das konkrete, es selbst möglicherweise um ein Mehrfaches destruierende Resultat seiner abstrakten Entäußerungen zu bemerken, geschweige denn, sich zu diesem Resultat zu verhalten?

Der so verbleibende 'Mensch' ist von seiner Umwelt her gedacht, er ist ein grünes Fantom bis unter die Haarwurzeln.

III

In den 'Grundlagen des Neusprech' findet sich der Satz: »Altdenker unbauchfühl Engsoz.« Das heißt zu 'Altsprech', diejenigen, die von traditionellen Ideen geformt sind, können für den englischen Sozialismus keine blind begeisterte Zustimmung (bauchfühl) aufbringen und sind auszumerzen. George Orwells zufällig in das Jahr 1984 verlegter Mythos eines kontrollierten Staatswesens hat das Mißverständnis mitsichgebracht, ein annäherndes Bild einer Gesellschaft zeichnen zu wollen, deren technische Ausstattung es erlaube, jedermann zu jeder Zeit zu überwachen. Gegen diese Welt hat sich im wirklichen Jahr 1984 das Gefühl erhoben und einen Aufstand geprobt, um neue Techniken zu verhindern. Das 1984 am häufigsten genannte und offenbar am wenigsten gelesene Buch beschreibt aber in Wirklichkeit eine Welt absoluter hierarchischer Machtstrukturen und ärmlicher Lebensweise, die keine Entwicklung kennt noch zu kennen wünscht, weil sie im Zustand halber Barbarei, umgeben von ihr darin ähnlichen Gesellschaften, sich mit ihnen in einem stabilen Gleichgewicht bewegt. Ebenso kunst- wie wissenschaftsfeindlich erzwingt das Reich des Engsoz Unterordnung und blinden Gehorsam, in dem es seine Untertanen entweder sich selbst in Schmutz und Elend überläßt oder sie in den Zustand permanenter Betroffenheit versetzt, dem dumpfen Gefühl der Zustimmung, bauchfühl.

Zu den Ironien der Bundesrepublik gehört, daß ausgerechnet die Erinnerung an Orwells Phantasien für ein probates Mittel gegen unerwünschte Folgen technisch-wissenschaftlicher Expansionen gehalten werden, die man fälschlich der Geschichte seines Romans unterstellte.

Sein Thema dagegen ist die Sprachlosigkeit des Neusprech, aus dessen Gefühlsdummheit zu jeder Banalität Begeisterung sprudelt, die Stagnation, die affengeile und bärenstarke Erlebnisfähigkeit, von der so viele sich gerade den besten Schutz gegen das erhofften, was sie die Orwellischen Schrecken nennen. Sein Thema ist eine Welt der Menschen, die nur noch Umwelt ist, die Folie grüner Bewußtseinshegemonie.

Joschka Fischer: Von grüner Kraft und Herrlichkeit, Reinbek bei Hamburg, 1984;
 Thomas Ebermann, Rainer Trampert: Die Zukunft der Grünen - Ein realistisches Konzept für
 eine radikale Partei, Hamburg 1984;
 George Orwell: 1984, Roman, 1948.

Arne Raeithel

Das Lebendige, das Tote und die Symbolmaschinen*

Die Computer verändern nicht nur unsere Arbeitsplätze, sie werden uns auch nicht nur in bisher unerhörter Weise durch Kabelnetze verknüpfen und dadurch unser gemeinsames Reden, Zuhören, und Anschauen technisch normieren, sie werden außerdem am Tod vieler Ideen beteiligt sein, die gegenwärtig noch unser Nachdenken über uns selbst bestimmen. Noch sind wir es gewohnt, uns durch unser Sprechen und verständiges, weil logischen und expliziten Regeln folgendes Denken von allen Tieren und damit von allem »sonstigen« Leben zu unterscheiden. Aber diese Abgrenzung versagt plötzlich, wird brüchig, wenn wir versuchen, sie auch als Schutzwall vor unseren eigenen, neuesten Produkten, den symbolverarbeitenden Maschinen zu verwenden. Einen Schutzwall aber brauchen viele, denen nicht nur der automatisch auslösbarer Atomkrieg, sondern auch das ihn erst ermöglichte Mikroprozessoren-Netz der »intelligenten Waffensysteme« immer größere Angst macht.

Im vergangenen »Orwell-Jahr« wurde den Computern und Kabelnetzen so viel öffentliche Beachtung zuteil wie zuletzt in den fünfziger Jahren. Damals gab es neben der ersten großen Bewegung gegen Atomwaffen auch die erste, sehr ernsthaft geführte Diskussion über die Symbolmaschinen, über Roboter und die sozialen Folgen der vollautomatischen Fabrik. Die Computer wurden noch »Elektronenhirne« genannt, bis es IBM später gelang, dieses böse Wort zuerst aus den eigenen Verkaufsprospekt und dann aus den meisten anderen Medien zu verbannen. Gotthard Günthers Versuch über »Das Bewußtsein der Maschinen« von 1957 ist ebenso wie Günther Anders' »Antiquiertheit des Menschen« (damals in erster Auflage erschienen) zwanzig Jahre unbeachtet geblieben.

Heute aber sind die Sybolmaschinen in die zweite Natur der technisch hergestellten Umwelt schon so verwoben, daß die Aneignungsweisen und äußereren Lernbedingungen unserer Kinder, aber auch unsere eigenen Versuche des Verstehens und der Nutzung neuer technischer Mittel sich unmerklich, aber grundlegend verändert haben. Die Erfahrungen mit Computern, das zeigt Sherry Turkle in ihrem Buch »Die Wunschmaschine«, einer ethnologischen Studie über die »Entstehung der Computerkultur«, lassen es nicht mehr zu, daß wir uns leichthin als denkende Lebewesen bezeichnen.

* Dieser Beitrag ist der erste einer dreiteiligen Folge.

Teil II: Mütter, Väter und Wunschmaschinenkinder,
 und Teil III: Intuitionen, Algorithmen und künstliche Intelligenz veröffentlichen wir in späteren Heften.

Entweder wir bestreiten den Symbolmaschinen das »wirkliche Denken« oder wir sind gezwungen, das Denken aus seiner bisher dominanten Rolle im Menschenbild herauszulösen und es als eine der vielen menschlichen Fähigkeiten zu begreifen, die in Maschinen vergegenständlicht werden können. Rudolf Burger und Michael Otte haben in der *Debatte* 2/84 diese beiden konträren Positionen zu den Symbolmaschinen eingenommen: »In der Maschine... hat verdinglichtes Denken sich buchstäblich materialisiert«, schreibt Burger und folgert, daß »unter der fetischisierten Herrschaft binärer Identitätslogik«, die ein allgemeines »Strukturgesetz jeder Computersprache« sei, Widersprüche nicht mehr gedacht werden könnten. Dagegen Otte: Gerade erst durch den »Maßstab der Effektivität«, den unser lebendiges Denken durch seine Modellierung in Symbolprozessen auf Computern erhält, könne »der Mensch die Möglichkeit gewinnen, ein bewußtes und kreativ variantenreiches Verhalten im Bereich des Algorithmischen zu entwickeln«. Das Problem mit den Symbolmaschinen macht uns also in äußerst zugespitzter Weise darauf aufmerksam, daß wir unser lebendiges Denken noch unzureichend verstehen. Was ist denn das: das Denken und sein Produkt, das Ausgedachte?

Eine erste These zur Klärung möchte ich hier wagen: Es gibt neben der ersten Natur, die schon vor den Menschen bestanden hat, und der zweiten Natur, die durch die Produktionen der Menschen geschaffen wurde, noch eine *dritte Natur* des bloß Gedachten, der rein symbolischen »Welten«. Sie wird in unserer Epoche erstmals sinnlich und gegenständlich erfahrbar. Die »intelligenten Maschinen« zeigen uns auf ihren Bildschirmen bewegte, prozessierende Ansichten aus symbolischen Welten, die früher den miteinander sprechenden oder still nachdenkenden Menschen nur als geistige Vorstellungen zugänglich waren. Einige wenige Prototypen können schon mit synthetischen Stimmen über die Ergebnisse ihrer symbolischen Kalkulationen berichten, aber das Zuhören werden die Computer nicht vor der Jahrtausendwende, wenn überhaupt, erlernen — so jedenfalls schätzen die Experten.

Auch die dritte Natur kann uns, am deutlichsten in den strategischen und taktischen Computerprogrammen des Pentagon, wie eine fremde Naturmacht gegenüberstehen, deren Eigenleben auch von den Machthabern nicht mehr steuerbar ist. Joseph Weizenbaum hat in seinem Buch »Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft« beide so aufeinander bezogen, daß nicht zu sehen ist, ob und wie wir uns von der Herrschaft der fetischisierten »Denkmaschinen« befreien könnten.

Und doch ist auch diese dritte Natur, wie die zweite der bäuerlich oder technisch geformten Landschaft, von uns Menschen selbst produziert, wir können mit ihr umgehen wie mit den zwei anderen. Platons Ideen und die »denkenden Dinge« des kartesisch-klassischen Weltbildes sind auf einmal nicht mehr ausdehnungslos, ohne Ort und Zeit, sondern können auf dünnen, biegsamen Scheiben, auf »Floppies« transportiert und von Programmen in Computern »verarbeitet« und gespeichert werden. Bei dieser Speicherung werden die Ideen nicht »abgetötet«, wie noch in den herkömmlichen Buchtexten, sondern sie sind jederzeit durch einen Mechanismus aktivierbar, scheinen selbst sogar leben zu können. »Arbeit des Geistes«, ein revolutionärer Begriff des Deutschen Idealismus, scheint in unserem Zeital-

ter jetzt materiell so definierbar zu sein: Verschieben elektronisch oder biologisch stabilisierter Muster in einem Speicher (*hardware* in den Maschinen, *wetware* in den Gehirnen) nach genau festgelegten Regeln der Ersetzung von Symbolfiguren durch andere Symbolfiguren. Alan Newell, einer der Grand Old Men der neuen »Kognitionswissenschaft«, vertritt programmatisch diesen Standpunkt im ersten Band der früheren Zeitschrift für diese Spezialität: »Cognitive Science«.

Alan Newell ist nun keineswegs der einzige Mann der Wissenschaft, der das Denken der Menschen und die symbolischen Prozesse in den Computern für das gleiche hält. In einem prächtig ausgestatteten Buch, einem »Large Format« von Penguin mit dem sprachspielerischen Titel »the Minds' I« (»Das Ich des Geistes«), stellen uns der Zirkularitäts-Virtuose Douglas R. Hofstadter und der neuenglische Philosophie-Professor Daniel Dennett eine illustre Männermannschaft vor, die sich alles zu denken traut: Daß wir den menschlichen Geist in Computern reinkarnieren könnten; daß wir kleine, eiserne Automaten bauen könnten, die ihre ängstlichen Gefühle so in einem Baby-Weinen ausdrücken, daß wir sie nicht mehr abschalten mögen; daß wir wieder mit Einstein reden könnten, sobald wir sein Hirn in einem Computer reproduziert hätten; daß wir selbst bloße Subsysteme im weltallgroßen Hirn Gottes sein könnten; und dergleichen »mind-twisting possibilities« mehr. Weniger spielerisch und weniger blasphemisch ausgedrückt geht es, wie schon vor 20 Jahren, um folgende Denkmöglichkeiten:

- *Maschinelles Seelenleben*: Emotionale Signale als materielle Voraussetzung der Selbstregulation komplexer Maschinenanlagen wird es geben, sobald die kapitalistische Rationalisierung auch die Menschen ersetzen kann, die heute noch in den Schaltwarten die ungeduldig blinkenden Störungsmeldungen in korrigierende Eingriffe umsetzen müssen.
 - Das erwachende *Selbstbewußtsein von Maschinen*: »Ich, der Robot« (Isaac Asimov): Dieser Satz wird als Ergebnis symbolischer Kalkulation den Eigenwillen einer Maschine anzeigen, sobald wir ihr per Programm die Fähigkeit geben können (und geben wollen), sich selbständig Probleme zu stellen. Noch ist die Informatik und Robotik nicht so weit: Wir können zwar in den Symbolmaschinen Wissen über ihr Wissen modellieren (wie Otte bemerkt), aber noch sind wir es, die die Probleme »haben«. Die Programme folgen den von uns algorithmisch fixierten obersten Richtungen auch dann, wenn sie im Kleinen »eigene Entscheidungen« treffen.
 - *Computer mit echter Innensicht*: Den elektronisch gesteuerten Symbolstrom im »Herzen« einer Maschinerie, die nicht nur über ihre »Arbeit«, sondern auch über ihre (vielleicht sogar erweiterte) Reproduktion selbst entscheiden darf, werden wir nur als Gewahrseins-Strom, genau wie ihn jeder von uns aus seiner privaten Innenwelt kennt, verstehen können. Sind die Maschinen erst einmal so weit, dann müssen wir fürchten, daß sie uns »antiquierte Menschen« aus der historischen Rolle des höchstentwickelten Lebens auf der Erde entlassen und selbst herrschen, statt nur Herrschaftsmittel zu sein. Aber, sagen viele, das ist doch wilde Spekulation!?
- Wiederum von einem Mann in die Welt gesetzt ist die These, daß das

»Computerleben« schon morgen Realität werden könne. Geoff Simons, der in »führender Position« am britischen »National Computing Centre« arbeitet, betrachtet am Schluß seines Buches »Sind Computer lebendig?« seine doch noch recht wackelige Konstruktion einer bejahenden Antwort gleich aus der Perspektive des zukünftigen Chronisten einer weltbewegenden Entdeckung: »Vielleicht ist es bezeichnend, daß das Auftreten künstlichen Lebens in Gesellschaften erfolgt, in denen traditionelle religiöse Überzeugungen im Abnehmen begriffen sind. Das wachsende Bewußtsein, daß wir der Entstehung einer neuen Familie lebender Spezies beiwohnen, setzt zwangsläufig den Gedanken voraus, daß übernatürliche Komponenten für jede angemessene Definition des Lebens überflüssig sind.«

Es wäre naiv anzunehmen, daß dieses Nachdenken über die exakte Modellierbarkeit unserer Psyche, unseres Gewahrseins der Welt und sogar unseres ganzen körperlichen und geistigen Lebens nur zufällig von Männern vorgeführt wird. Halten wir dies einmal als wichtiges Problem fest: Warum sind die Männer so daran interessiert, ob das Leben und die menschliche Intelligenz in dem neuen Medium der symbolverarbeitenden Prozessoren reproduzierbar sein könnte? Vielleicht hat es ja mit dem *Gebärneid der Männer* zu tun, mit einem Gegenstück zum Penisneid, den Sigmund Freud allen erwachsen werdenden Frauen als immerwährendes Ur-Problem meinte zuordnen zu können? Ich denke, daß eine Teilerklärung so lauten könnte: Der Versuch von Männern, die künstliche Intelligenz und das künstliche Leben zu schaffen, wird zu einem wesentlichen Teil angetrieben von der nur halb bewußten, aber gerade darum umso drängender wirkenden Notwendigkeit für viele Mathematiker, Informatiker, Ingenieure und Philosophen, ihren Mangel an Gebärfähigkeit auszugleichen. »Überkompensation«, so diagnostizieren die Psychotherapeuten solche und andere Störungen der Identität, der Selbstbilder von Klienten, sobald sie in ihren Praxen damit in Beührung kommen.

Drei große, vielleicht allzu große Themen sind hier ineinander verfilzt. Die Maschinen, die statt unserer »arbeiten« und »denken« (in einer maschinenhaften Art, versteht sich), werden heute von vielen Menschen als typischer Ausdruck einer patriarchalischen Gesellschaft mit industrieller Produktionsweise gesehen. Maschine und Mensch werden dabei so ins Verhältnis gesetzt wie Mann und Frau in der feministischen Diskussion. Die Projektgruppe »Technologie und Sozialisation« (Arno Bammé, Günter Feuerstein, Renate Genth und andere) hat in ihrem rororo-Taschenbuch »Maschinen-Menschen, Mensch-Maschinen — Grundrisse einer sozialen Beziehung« diese erste Polaritäten-Gleichung nachdrücklich und originell ausgeführt. Sie bringen auch das Thema des Lebens durch eine dritte Polarität ins Spiel: Lebendiges und Totes verhalten sich zueinander wie Menschen und Maschinen. Nehmen wir noch ein bißchen aus der allgemeinen Stimmung der grünen, alternativen oder kulturkritischen Szene hinzu, dann erhalten wir eine große, »postmoderne« Polaritäten-Sammlung, eine »Meta-Polarität« ganz ähnlich dem »Yin/Yang« der chinesischen Philosophie, nur daß diesmal das Männliche auf der dunklen und gefährlichen Seite steht:

Menschen	Maschinen
Frauen	Männer

Lebendiges	Totes
Frieden	Krieg
Ökologie	Industrie
Fühlen	Denken
Leben	Funktionieren
Menschen	Maschinen
usw.	usf.

Handelt es sich bei dieser zirkulären Reihung um eine wesentliche Einsicht oder um ein gedankenverdrehendes Kreisen im selbstgeschaffenen Käfig der Technikfeindlichkeit? Im folgenden möchte ich zunächst die Polarität im Titel untersuchen: Was ist Lebendiges, was ist Totes und wo ist der Platz der Computer in dieser Polarität? Erst nachdem diese Frage geklärt ist, so verlangt es die historische Methode, können wir untersuchen, was die Mann/Frau-Unterscheidung und was der Mensch/Maschine-Kontrast mit den Symbolmaschinen zu tun haben könnten. Denn: Zuerst war das Leben, dann kam die »ursprüngliche Arbeitsteilung« (Engels), und dann erst »die« Maschine.

Als Psychologe will ich hier nicht versuchen, eine ausführliche und wissenschaftlich ausgewiesene Definition des Lebens zu geben. Einige Stichworte müssen genügen, da es hier vor allem darum gehen soll, wie wir heute in der alltäglichen Praxis, die von den angeblich denkenden Maschinen mehr und mehr bestimmt wird, das Lebendige identifizieren können. Vom Standpunkt der entwickeltesten biologischen Theorie aus ist das Lebendige eine materielle Selbstorganisation von »Organismen« in Ko-Evolution mit ihren »ökologischen Nischen«. Die Nischen sind selbst Teil des Lebendigen, und man kann sie sich in einer geschichteten Ordnung vieler teil-autonomer Prozeßebenen vorstellen. Das alles ist nachzulesen im für den Laien geschriebenen Taschenbuch »Was Darwin noch nicht wissen konnte« des Biologen-Ehepaars Gerd und Heidi von Wahlert, oder im grandiosen Entwurf »Die Selbstorganisation des Universums« von Erich Jantsch, der 1980 starb, ohne die rasante Verbreitung seiner Ideen zu erleben: »Selbstorganisation« ist heute von der Physik über die Biologie bis zur Soziologie das Zauberwort für die erhofften neuen Erkenntnisse.

Das ist zwar nachzulesen, aber nicht leicht zu verstehen: Gefordert ist hier ein *entwickeltes historisches Systemdenken*, eine »Dialektik der (ersten) Natur«, wie sie schon Friedrich Engels vorschwebte. Man kann nicht behaupten, daß wir heute in der alltäglichen Praxis so viel Distanz von unseren drängenden Lebensproblemen hätten, um einen genügend leidenschaftslosen Blick auf die Welt werfen zu können: »In einer vielschichtigen Realität gibt es letzten Endes keine klaren Gegensätze mehr. Vor allem gibt es kein 'Gut' und kein 'Böse'. Es ist kindisch, sich der Evolution zu schämen, wie ich es kürzlich einen alten Nobelpreisträger emphatisch bekennen hörte. Mit teilweiser Ausnahme der photosynthetisierenden Pflanzen lebt alles Leben von anderem Leben — und wir tun es heute noch, auch wenn wir unsere Beute nicht auf offenem Feld zerreißen, sondern dafür Schlachthäuser und Spezialisten haben«. Dies schrieb Erich Jantsch am Ende seines Kapitels über »Ethik, Moral und Systemmanagement«, und der engagierte Denker entdeckt sofort: »Evolution wird zum Synonym für freies Wirtschaften, dem der Staat durch vornehme Zurückhaltung 'natürliche'

Bedingungen garantiert; Deregulation nennt das die Reagan-Administration» (Michael Springer in *Debatte 1/84*). Nun steht es aber außer Zweifel, daß für Reagan schon der viel ältere Sozialdarwinismus zur »Begründung« seiner ultraliberalen Wirtschaftspolitik ausreichen würde, wenn er überhaupt eine Begründung vorlegen müßte. Und daß das »Wolfsgesetz der Konkurrenz« mittlerweile außer Geltung wäre, hat noch niemand überzeugend dargetan.

Jean Piaget, der große Psychologe, Biologe und Konstrukteur der »genetischen Epistemologie«, hat uns einen möglichen Weg aus dem Dilemma von theoretischer Distanz und praktischem Engagement gewiesen: Wir können die Entwicklung des Begriffs vom Leben bei den Kindern und werdenden Erwachsenen untersuchen. Wenn wir auf diese Weise verstehen, wie sich die körperlich-sinnliche Erfahrungsbasis für unsere Begriffe vom Lebendigen in jeder Person stets neu »entfaltet«, dann können wir auch die historische Entwicklung der Theorien des Lebendigen begreifen als Folge von zeitgebundenen Deutungen der realen Praxis der Gesellschaften durch die (meist männlichen) Theoretiker des Lebens.

Piagets Untersuchungen in den dreißiger Jahren haben ergeben, daß schon sehr kleine Kinder das Lebendige an dessen eigensinnigen Bewegungen erkannten. Dies galt nicht nur für Tiere, es galt bei den 4 bis 6-jährigen auch für Wolken und Flüsse und sogar für Autos und Fahrräder. Im mittleren Stadium der Entwicklung des Begriffs vom Leben wurde bei den 8 bis 10-jährigen die zusätzliche Bedingung eingeführt, daß es sich um eine selbstgenerierte Bewegung handeln müsse: Autonomer Eigensinn des Lebendigen und von »außen« bewirkter, nur scheinbarer Eigensinn eines nichtlebenden Gegenstands werden unterschieden. Wenn diese Kinder noch keine Ursache für die Bewegung der Wolken oder der Autos kannten, zählten sie diese immer noch zum Lebendigen. Erst die älteren Kinder (über 12 etwa) hatten genügend zeitgenössisches Wissen über die Natur aufgenommen, um den Begriff der Erwachsenen reproduzieren zu können: Lebendiges ist dann unauflöslich verbunden mit Wachstum und Entwicklung und beschränkt auf Pflanzen und Tiere.

Sherry Turkle hat in ihren Untersuchungen zur Computerkultur erneut Kinder nach ihrer Vorstellung vom Lebendigen befragt. Diesmal waren es Kinder an der Ostküste der USA, in deren Lebenswelt die Computerspiele, die Zeichentrickfilme und die sprechenden Puppen aus Sesamstraße und Muppet-Show einen zentralen und selbstverständlichen Platz haben. Die Computerspiele stellen für diese Kinder ein neuartiges Problem dar: Sie folgen einer eigensinnigen inneren Regel, gewinnen zum Beispiel sehr häufig beim Tic-Tac-Toe, so häufig, daß vielen Kindern nur noch die Erklärung bleibt: Die Computer betrügen, sie sind unfair. So etwas kann man aber nur einem lebendigen Subjekt zuschreiben, und also sind die »schlauen Maschinen« irgendwo zwischen Lebendigem und den passiven Gegenständen anzusiedeln. Sie stellen ein »Übergangsobjekt« dar, einen problematischen Gegenstand, dessen Begreifen den Übergang zu einer höheren Ebene des Begriffs vom Lebendigen erfordert (Sherry Turkle hat das Konzept des Übergangsobjekts der psychoanalytischen Theorie entlehnt).

Das historisch Neue an dieser Entwicklung ist die Psychologisierung der Kriterien für das Lebendige. Wie Turkle sogar bei den Wissenschaftlern,

die über »künstliche Intelligenz« forschen, und bei deren Studenten feststellen konnte, nimmt die Bereitschaft zu, den Computern wegen ihrer inneren Regeln den Status eines Quasilebens zuzuschreiben. Entweder dies, oder aber das Denken, das bisher allein den lebenden Menschen zukam, wird nicht mehr als Ausdruck des Lebens verstanden, sondern als mechanisches Operieren. Dann bleiben nur noch die »Gefühle«, die Intuitionen als psychologische Kriterien des Lebenden: Das Lebendige ist irrational, unberechenbar, fließend. Alles andere ist maschinenhaft rational, kann gesteuert werden, bleibt eingefroren und steinern. Ist das nicht genau die oben ausgebreitete Metapolarität?

Dort finden wir als Gegenpol zum Lebendigen das Tote. Kann man denn vernünftigerweise sagen, daß die Maschinen im allgemeinen und im besonderen die Symbolmaschinen tot sind? Die Projektgruppe »Technologie und Sozialisation« macht in ihrer Konstruktion eines »trans-klassischen Maschinenbegriffs« genau diese Aussage zum zentralen Unterscheidungsmerkmal: Für »tote Materie« seien die Eigenschaften der »Gleichförmigkeit, Starrheit und Stabilität« kennzeichnend, »während Lebewesen Vielfalt, Dynamik und Flexibilität verkörpern«, so fassen die Autoren ihre Untersuchung der »Grenzen der mechanischen Denkweise« zusammen. Sie identifizieren die klassische Mechanik mit dem Toten und halten die neuen Ansätze der »Thermodynamik dissipativer Strukturen« (nachzulesen bei Ilya Prigogine und Isabelle Stengers: »Dialog mit der Natur«) für die Basistheorie des Lebendigen: »Lebendiges und Totes bestehen beide aus derselben Materie, aus denselben chemischen Elementen. Die organische Welt assimiliert ständig anorganische Stoffe, um leben zu können; sie verwandelt tote Materie in lebendige. Lebewesen existieren durch Austausch; sie sind dynamisch. Ein Stein zum Beispiel ist aus sich heraus stabil; seine atomaren Kräfte befinden sich im Gleichgewicht, weil die Atome oder Moleküle, aus denen er besteht, eine stabile Verbindung miteinander eingegangen sind. Dieser 'konservativen' Anordnung der Materie, die auf statischen Kraftwirkungen beruht, steht die 'dissipative', die prozeßhafte, dynamische Struktur des Organischen gegenüber. 'Dissipativ' deswegen, weil zur Aufrechterhaltung eines Lebewesens ständig Energie dissipiert, das heißt zugeführt werden muß. Andernfalls löst sich die Struktur auf; das Lebewesen verhungert«.

Mit dieser Ansicht erreichen die Autoren das mittlere Stadium von Piagets Kindern: Das Leben wird an die autonome, eigensinnige Bewegung gebunden; Wolken und Flüsse (auch die Flüsse auf Planeten ohne zelluläre Organismen) scheinen zu leben, denn sie sind nur als dissipative Strukturen verständlich (den Fluß gibt es nur solange, wie etwas durch ihn hindurch fließt, streng analog zum Energiefluß durch die Organismen). Am Fehlen der Unterscheidung zwischen rein physikalisch oder chemisch beschreibbaren materiellen Strukturen und solchen »dissipativen Strukturen«, die in ihrer Eigenart nur biologisch, psychologisch oder soziologisch erfaßbar sind, können wir ablesen, daß es den Autoren vor allem um die *Ausgrenzung des Toten* ging, des Mechanischen, Fixierten, Steinernen. Diese Definition des Toten benötigen sie, um den »trans-klassischen Maschinenbegriff« zugleich bilden und als Waffe gegen die »Maschinisierung des Lebens« verwenden zu können.

Der neue Maschinenbegriff, der von der konkreten materiellen Gestalt der Maschine völlig abstrahiert, wird aus dem mathematisch-logischen Begriff des Algorithmus gewonnen. »Es läßt sich nun nachweisen, daß prinzipiell jede Handlung, die sich durch einen Algorithmus beschreiben läßt, auch durch eine Maschine realisiert werden kann. ... Mit anderen Worten: *Der Algorithmus ist die Maschine*, schreiben die Autoren und können dan zeigen, daß aus diesem Maschinenbegriff auch gefolgert werden muß, daß das »Interface« zur Maschine, die »Schnittstelle« zum Lebendigen, noch *innerhalb der Hautgrenzen* der Menschen liegen kann. Die hochspezialisierte Detailfertigkeit der Fließbandarbeiter erscheint so als eine *abgetötete Routine*, die sie in sich auskristallisiert haben. Die Maschine in uns allen: das ist das Fixierte, in dem kein Widerstreit oder Widerspruch mehr zur Entwicklung treibt.

Diese Folgerung, so meine ich, ist ein wichtiger Beitrag des Projekts »Technologie und Sozialisation« zum Verständnis der Mensch/Maschine-Polarität. Es ergeben sich einige neue Perspektiven auf jene Form des sensorischen Lernens, die von Psychologen auch bisher schon »Automatisierung« genannt wurde, die aber nun — durch die Analogie zu den als Algorithmen verstandenen Maschinen — auch als freiwillige Herstellung eines inneren Zwangs begreifbar wird. Wie die Autoren selbst bemerken, können wir mit den Mitteln von Norbert Elias' Theorie der Zivilisation folgern: Die historische Zunahme des Selbstzwangs, seit dem Mittelalter in großen Wellen verlaufend, führte auch dazu, daß die Menschen immer maschinenähnlicher wurden, ohne je dieses Ideal ganz erreichen zu können. Günther Anders hat die »prometheische Scham« derjenigen beschrieben, die an sich erkennen müssen, daß ihr Ideal der *gemachten*, perfekten Maschine für sie selbst, die sie bloß *geborene*, fehlerhafte Organismen sind, stets unerreichbar bleiben wird. Diese Scham, dieses Nicht-Akzeptieren können der eigenen zerbrechlichen Körperlichkeit, ist sicher auch heute noch weitverbreitet, gerade unter Männern, unter Ingenieuren, aber auch unter Psychologen. Die Jogger und die Bodybuilder scheinen für ihren Körper zu *sorgen*, aber sie behandeln ihn wie eine Maschine, die man »tunen«, auf Leistung *trimmen* muß.

Die Identifizierung der abstrakten Maschinen mit dem Toten aber halte ich für eine gefährliche Konfusion, nicht nur wegen der schon angedeuteten theoretischen Mängel des Begriffs vom Lebendigen als dissipative Struktur. Man kommt nämlich zu reichlich absurd Konsequenzen, wenn man die Gleichung strikt anwendet. Die lebendigen und zivilisierten Menschen haben dann das Tote schon immer in sich, und wenn die Maschinisierung ihres Handelns ein gewisses Maß überschreitet, müßte man sie als nur scheinbar lebendig ansehen, als beseelte Automaten wie den mythischen Golem, oder als Tote, die nicht sterben können. »Zombies« oder »Untote« heißen solche Schreckensbilder in den Horrorvideos oder *Adventure Games* von heute. In den alten Geschichten von Dämonen, Zombies und anderem unechten Leben, die nun des Profits wegen ausgeschlachtet werden, wurde eine existentielle Grundfrage behandelt, die auch in unserem Zusammenhang bedeutsam ist: Das Lebendige und das Tote sind durch unser *Sterben* verbunden, und dieser Übergang ist auch für uns wissenschaftlich aufgeklärte Menschen ein Schrecken, ein Rätsel, ein Geheimnis.

Tod und Sterben, das war bis vor kurzem kein Thema für die öffentliche Diskussion. Heute aber, gerade auch durch die Maschinisierung der Medizin, spricht man offener darüber. Illustrierte locken Käufer mit sensationalen Berichten über die Erlebnisse von Sterbenden. Wie schon bei der Sexualität wird ein Tabu ohne Rücksicht auf Verluste kommerziell durchbrochen, ohne daß ein Ersatz für die ethisch-moralischen Funktionen des Tabus vorhanden wäre.

Abgemildert gilt dies auch für die Benutzung des Eigenschaftsworts »tot« als Kennzeichnung der Maschinen: Wenn das Tote das Fixierte, Statische, Steinerne sein soll, dann ist ein toter Mensch *nicht tot*, denn sein Körper löst sich auf, seine Erfahrungen und Eigenheiten sind nicht mehr eine »seelische« Einheit, nicht mehr mit dem Leib verbunden, sondern sie leben nur noch verstreut in den Erinnerungen der »Hinterbliebenen« fort — so weit wir wissen.

Folgerung: Die Maschinen als Gegenpol zum Lebendigen können uns sowohl als das Tote, Fixierte, Steinerne erscheinen, wie auch als das Untote, Dämonische, als das durch Zauberei bewegte Illusionsbild vom Menschen. Wir erhalten einen formalen Widerspruch: »Die Maschinen sind tot und zugleich untot«, oder die paradoxe Szenenmetapher: »Maschinen sind Beton-Zombies«. Den Widerspruch sollten wir als Anstoß für den Übergang auf eine höhere Ebene des »Ergreifens der Bewußtheit« (Jean Piaget) ernst nehmen. Es stellt sich uns dann die Grundfrage: *Was ist das Leben, wenn wir in seinen Begriff die Maschinen der lebendigen Menschen einschließen müssen?*

Einen wichtigen Ansatz für eine neue Antwort erhalten wir, sobald wir die Einsicht des Projekts »Technologie und Sozialisation« umkehren: Wenn es richtig ist, daß die Schnittstelle zur Maschine innerhalb der Hautgrenze liegen kann, dann ist es ebenso richtig, daß der *Körper* der Menschen nicht immer an der Hautgrenze endet. Wir müssen dann nicht nur einen neuen Begriff der Maschine ausbilden, sondern auch einen neuen Begriff des Körpers, im Unterschied zum organischen *Leib*, wie der Phänomenologe Merleau-Ponty herausgearbeitet hat. In den Texten von Marx und Engels (und nicht nur dort) finden wir die Metapher vom »Gesellschaftskörper«, und wie sollten sie, so meine ich, durchaus strikt verwenden. Solange die Maschine ein Teil des Körpers von lebendigen Maschinen ist, solange ist auch sie ein Teil des Lebendigen, der Selbstorganisation der vergesellschafteten Menschen. Maschinen, die nicht in den aktiven Gesellschaftskörper einbezogen sind, können sich bisher jedenfalls nicht *reproduzieren*, und damit fehlt ihnen ein wesentliches Merkmal des Lebendigen: die relative Autonomie durch Selbstorganisation.

Diese Überlegung zeigt nun aber auch, daß die »Maschinen in uns« nicht das Gleiche sind, wie die »äußereren« Maschinen, die wir »in unseren Körper einbeziehen« können, wenn wir zum Beispiel ein Auto besteigen und es zu fahren beginnen, die wir aber auch wieder »von uns abtrennen« können, indem wir (im Beispiel) anhalten und aussteigen. Eine »innere« Maschine, wie zum Beispiel die ausgebildete Fertigkeit zum schriftlichen Ziehen der Quadratwurzel oder einen hochzivilisierten Stil des Umgangs mit Messer und Gabel, können wir nicht im gleichen Sinn von uns ablösen, und auch die Reproduktion dieser *einverleibten Maschinen* geschieht ganz anders: Dressur,

Disziplin und Selbstkontrolle sind die Mittel, mit denen die inneren Maschinen ausgebildet werden. Immer sind wir es selbst, die hier tätig werden müssen, selbst wenn die Kinder dressiert werden, und wir bleiben auch Eigentümer der produzierten Fertigkeiten. Die maschinelle Produktion äußerer Maschinen dagegen ist nicht unter der Kontrolle derjenigen, in deren Körper sie später einbezogen werden sollen, und diese Maschinen sind Waren, an denen Eigentum erst erworben werden muß. Die Aneignungsweisen der inneren und der äußeren Maschinen sind also grundverschieden und als wesentliches unterscheidendes Merkmal finden wir die Abtrennbarkeit und den dadurch möglichen Besitzwechsel: Sobald eine innere Maschine vollständig technisch reproduziert werden kann, ist sie effektiv enteignet bei denen, die sie ursprünglich in sich ausgebildet haben. Dieser Übergang von inneren zu äußeren Maschinen mitsamt der Enteignung der Produzenten ist seit der Entstehung der kapitalistischen Produktionsweise immer wieder geschehen, und in unserer Epoche erreicht die maschinelle Produktion auch die inneren »Denkmäschinen«: Zum Beispiel die Rechenfähigkeiten oder das Befolgenkönnen einer sprachlich formulierten Vorschrift. Der Arbeitspsychologe Walter Volpert macht (in *psychologie heute* 10/84) darauf aufmerksam, daß uns, sofern wir hochspezialisierte Kopfarbeiter sind, nunmehr die »Wissensenteignung« droht, da unsere disziplinierten Vorgehensweisen durch die »Expertensysteme der fünften Computergeneration« in äußere Maschinen verwandelt werden können.

Der Blick auf die Besitzverhältnisse und auf die Produktionsmittel für die äußeren Maschinen zeigt uns noch etwas: Eine komplexe Maschinenanlage wird in die Körper vieler gleichzeitig arbeitender Menschen einbezogen, ihre Körper zusammengefügt. Das ist die sogenannte *Megamaschine*, die den einzelnen Menschen wie ein fremdes Lebewesen erscheint, in dessen Körper sie ihren eigenen einbeziehen müssen, sofern sie sich nicht gemeinsam als Eigentümer der Megamaschine betätigen können.

Durch die Symbolmaschinen, die Computer und die Kabelnetze, werden die Formen der verteilten Produktion möglich, die es den modernen multinationalen Konzernen erlauben, wirklich »erdumspannende« Megamaschinen zu betreiben. Sie können uns durchaus als Leviathane erscheinen, als biblische Chaosdrachen, deren unmenschlicher Eigensinn nur auf die Vermehrung ihres Kapitals gerichtet ist. Doch halt! Das Sprechen von der Megamaschine bleibt metaphorisch, wenn wir den abstrakten Maschinenbegriff auf allen Ebenen der Koordination von Produktionsprozessoren verwenden: Die Aktivitäten der großen Konzerne sind nicht insgesamt algorithmisch regelbar, darum wird es den »vollautomatischen Kapitalisten« nie geben.

Aber es bleibt noch offen, wie weit die äußere Maschinisierung gehen kann. Lassen sich auch solche Aspekte des lebendigen Denkens der Menschen auf den Symbolmaschinen reproduzieren, die nicht als Algorithmen darstellbar sind? Dies würde bedeuten, daß auch der neue Maschinenbegriff wiederum erweitert werden muß, und mit ihm der Begriff vom Lebendigen. Die Produktion von solchen Computersystemen, die nicht nur algorithmische, sondern auch »intuitive«, »heuristische«, vom »Gefühl für die richtige Richtung« gelenkte Denkprozesse außerhalb von lebendigen Personen, aber innerhalb des Gesellschaftskörpers vollziehen können, würde

die Symbolmaschinen in den intellektuellen Rang von Gesprächs- und Diskussionspartnern der mit ihnen arbeitenden Menschen erheben. Wäre eine solche Produktion überhaupt nach dem heutigen Modell der materiellen Produktion von geistlosen, äußeren Maschinen zu verstehen? Das nötige, nicht vollständig explizierbare Wissen müßte ihnen nämlich in einem längeren Lernprozeß von menschlichen Lehrern beigebracht werden. Das heißt aber, daß auch unser Verständnis von der Mann/Frau-, von der Vater/Mutter-Polarität erneuert werden müßte, wenn diese superintellektuellen »Maschinenkinder« in die Welt gesetzt würden. — Darauf ist zurückzukommen.

Im Innern des Dichters lauern die Kämpfe der Parteien, nicht nur die Parteidämme!

Aller Zugang ist schwer. Hütet euch vor den offenen Türen!

Zwei Feinde: sie waren zu streng befriedet.

Die Frage »Where is the message?« ist für mich keine Frage. — Muß ich mich noch undeutlicher ausdrücken?

Gemeinhin stellt man sich unter einer guten Kritik eine vor, die ihren Gegenstand lobt, unter einer schlechten, die über ihren Gegenstand herzieht. Man verbindet, seltsam genug, das Attribut mit dem Objekt, spricht von Elogen und Verrissen; Kritiken scheinen eigenschaftslos zu sein. Es gibt keine Bezeichnung für die Qualität von Kritik, und wenn ich vorschlage, von gelungenen und mißratene Kritiken zu reden, klingt das fremd. So unwichtig ist dem kritischen Denken das Kritisieren.

Peter Schütze

Michael Otte

Kunst und Wissenschaft

oder: Die individuell beförderte Einsicht
in allgemeine Zusammenhänge

Die Mikroelektronik ist über das Argument der »Benutzerfreundlichkeit« in unser Leben eingeführt worden. Ein Knopfdruck und alles andere regelt die in das Gerät eingebaute Mikroelektronik. Selbst für die Computersysteme wird dieser Gesichtspunkt nach und nach bestimmend. So schreibt etwa Alan Kay, Chefwissenschaftler des Unternehmens 'Apple Computer': »Früher wurde die Benutzer-Schnittstelle als letzter Teil eines Systems entworfen. Heute ist sie der erste;... weil für Anfänger wie für Fachleute gleichermaßen gilt: Der Computer *ist* das, was für den Benutzer sinnlich wahrnehmbar ist.«

Nun ist zweifellos eine Küche mit drei fähigen Köchinnen oder Hausgehilfen ebenso 'benutzerfreundlich' wie eine maschinell und elektronisch vollaustestattete moderne Küche, oder ein sogenannter 'Oldtimer' mit Mechaniker und Chauffeur ist genauso leicht zu bedienen wie ein modernes Auto usf. In diesem Sinne gleicht die Situation des absoluten Herrschers der feudalen Gesellschaft der des Menschen in einer computergesteuerten Umwelt. Wenn alles zum Zubehör wird, ja sogar zu einem Teil von mir selbst, wird es gleichzeitig undurchschaubar. Mangelnde Widerständigkeit bzw. Abgrenzung in der Realität führt zum Verlust von »Wahrheit«, die man nur dialogisch gewinnt, weil sich realistisches Verhalten nur in der sozialen Beziehung entwickeln läßt.

Zu Beginn des 5. Auftrittes im III. Akt von Schillers »Don Carlos, Infant von Spanien«, erfleht der absolute Herrscher Philipp II., König von Spanien, »einen Menschen«. »Die Gehülfen, die du mir zugeordnet hast, was sie mir sind, weißt du«, spricht er zu der Vorsehung. »Ich brauche Wahrheit — ihre stille Quelle/Im dunklen Schutt des Irrtums aufzugraben/Ist nicht das Los der Könige. Gib mir/Den seltnen Mann mit reinem Herzen,/Mit hellem Geist und unbefangnen Augen,/Der mir sie finden helfen kann — ...«. Das Ende ist bekannt. In der mangelnden Widerständigkeit der Realität verliert Philipp II. von Spanien die Wahrheit.

Der historische Kontext von Schillers Philipp, nicht des leiblichen, ist die Industrielle Revolution, die die Menschen aus ihren geheiligten Verhältnissen reißt und dichter aneinander drängt. Nicht zufällig übernehmen die »Sozialwissenschaften« von Adam Smith bis Karl Marx die erkenntnistheoretisch führende Rolle. Dieser Umbruch ist, nebenbei, das Thema des oft als Freundschaftsdrama mißverstandenen Don Carlos.

Das sich in sozialen Beziehungen entwickelnde realistische Verhalten als Grundlage von »Wahrheit«, also die dialogische Situation, in der nicht

mehr die Natur als zu beherrschendes Gegenüber die grundlegenden Orientierungen vermittelt, hat wesentlich dazu beigetragen, die Reflexion zu befördern, Wissenschaft und Kunst als die Medien der Reflexion, des Denkens, zu stimulieren. In ihnen findet die »Wahrheit« ihre mitteilbare Realität. Sie befähigen aber auch, sich in dialogischen Situationen zu bewegen, die Eigenart des Dialogs als Interpretation und Darstellung von Praxis zu beherrschen.

Allerdings ist ein Problem stets geblieben. Die Differenz zwischen der operativen Seite der Praxis und ihrer reflektiven, die sogenannte Theorie — Praxis Spannung, wurde solange nicht oder nur mühevoll verarbeitet, so lange die Mittel der Tätigkeit dem Gedankenflug gegenüber bedeutungslos erschienen und also für die Reflexion zu vernachlässigen. Kunst und Wissenschaft als das andere der Wahrheit blieben in ihrer eigenen Realität fremd und als Fremdes allerlei idealistischen Spekulationen ausgesetzt.

In zweierlei Hinsicht scheint die Lage sich grundlegend verändert zu haben, seitdem die Mikroelektronik in unser Leben eingeführt worden ist. Zunächst erscheint es so, um das Wort aufzugreifen, daß sich die sozialen Beziehungen, in denen realistisches Verhalten sich allein entwickeln kann, erneut verdinglichen. Der Benutzer des Computers scheint sich dem Gerät gegenüber zu verhalten wie Philipp II. von Spanien zu seinem Weltreich. Es ist Zubehör und undurchschaubar. Das Dialogische entwindet und mit ihm die Möglichkeit zur Wahrheit. Die dominierenden Einstellungen, technokratische versus kultur-pessimistische, nehmen diesen Schein von Verdinglichung von je entgegengesetzter Seite auf.

Andererseits aber ist unübersehbar, daß mit dem Computer unwiderruflich die Bedeutsamkeit der Mittel der Tätigkeit ins Blickfeld gerät. Der Computer, in der Praxis fast schon so unentbehrlich wie das Auto, ist sowohl Instrument der Reflexion, das Daten interpretiert und darstellt, als auch Erweiterung des Operationsfeldes, auf dem neue Daten erst zugänglich werden. Er könnte also auch, statt Verdinglichungen zu bewirken, die Fremdheit zwischen »Theorie und Praxis« überwinden helfen, indem er das je Eigenständige von Theorie und Praxis anschaulicher, selbstverständlicher macht.

In dem Zitat von Alan Kay drückt sich nicht nur eine tiefe Wahrheit bezüglich der Rolle der Mittel und Instrumente für unsere Realitätsbeziehungen aus, sondern es wird diese darüberhinaus in sehr suggestiver Weise spezifiziert: die »sinnliche Wahrnehmung«, das »Sehen«, das »Darstellen«, die »modellierenden Vorstellungen« oder wie man in der Mathematik und den Naturwissenschaften manchmal sagt, die Repräsentation des »Qualitativen«. Kay weist auf die Unabdingbarkeit des »Sehens« hin.

Diese Ebene des Sehens oder der modellierenden Vorstellungen besitzt eine relative Selbstständigkeit im System der menschlichen Aktivität. Darin drückt sich aus, daß jedes Wissen und jede Aktion unbedingt einen individuellen Menschen voraussetzt. Jede Tätigkeit ist zunächst immer auch die Tätigkeit von Individuen. Andererseits realisieren und entwickeln sich diese modellierenden Vorstellungen und der Umgang mit ihnen, das Sehen, im Zusammenhang sowohl der theoretischen Begründungen wie der direkten Aktion bzw. der Praxis. Dieses »Sehen« wird von zwei Seiten entwickelt, vom theoretischen Bewußtsein und der effektiven Operation, und es ver-

mittelt Zusammenhang und Distanz zugleich. Es ist symbolisch und empirisch, metaphorisch und direkt. Letzteres ist bisher eher durch negative Erfahrungen bewußt geworden, etwa wenn in politischen Debatten zur Kerntechnik eine einfache Formel oder Gleichung, ein algebraisches Diagramm von vielen nicht als »Veranschaulichung« akzeptiert wurde. Die Mikroelektronik verschafft uns hier ganz neue Möglichkeiten und ebenso neue Anforderungen.

Die mit dem Computer gegebene, für den sachgerechten Umgang mit ihm geforderte Notwendigkeit, dieses »Sehen« zu entwickeln, läßt Kunst und Wissenschaft ganz neue, ungeahnte Aktualität gewinnen, denn in ihnen ist die Souveränität, die der Computer fordert und die ihn hilfreich macht.

Es lohnt sich also, sich auf das Eigene in Kunst und Wissenschaft zu besinnen.

Edgar Reitz, Regisseur des Fernsehfilms »Heimat«, der vor kurzem in elf Teilen bei uns zu sehen war, berichtet über seine Arbeitsweise: »Bei einem Stoff, der einen alleine fast zwei Jahre beschäftigt hat, um ihn einfach mal nur aufzuschreiben ... das führt einen zu einer völligen Blindheit. So lange kann man aber seine ordnende Vernunft nicht einfach beiseite schieben. Die sucht sich andere Betätigungen. Ich habe während des Schreibens ein Tagebuch geführt und dort nur all das abgeladen, was mir so durch den Kopf ging, damit es mir beim Schreiben nicht in die Quere kommt. Die Absicht war, die erzählerische Lust vollkommen in der einen und meine Denklust, meine Lust zu verstehen, in der anderen Tätigkeit anzuwenden. Durch das parallele Tagebuch konnte ich dafür sorgen, daß sie sich nicht gegenseitig bevormundeten«. Nennen wir die »erzählerische Lust« darstellen, die »Lust zu verstehen« aber interpretieren, so verweist diese Selbstbeobachtung von Edgar Reitz auf ein Grundprinzip wissenschaftlicher wie künstlerischer Arbeit.

Denken ist darstellen (auch herstellen ohne weiteren semantischen Bezug) d. h. ist Außenbezüge abschneiden oder Denken ist interpretieren, d. h. Außenbezüge knüpfen oder Denken ist beides. Jede Sache bedeutet sich selbst oder etwas anderes oder...

In den Naturwissenschaften, in der Mathematik, in der Computerscience, in den verschiedenen Künsten, kurz überall dort, wo das Denken seinen aktiven Charakter besonders hervorkehrt, trifft zu, daß das Denken beides ist, darstellen und interpretieren. In diesen Bereichen sind also Strategien und Mittel gefragt zur Verbindung von darstellen und interpretieren. Mittel, jenes beides im Denken wirksam werden zu lassen. Die Metapher ist ein solches Mittel. Eine rein auf die Interpretation ausgerichtete »literarische« Bedeutungsauffassung veranlaßt uns, die Metapher fälschlich als etwas Statisches, Kontemplatives zu sehen. Stellen wir uns vor, der Leser trifft auf einen Satz (der Beschauer auf ein Bild ... usw.), der ihm zunächst unverständlich ist. Der Satz könnte vom Leser als Metapher begriffen werden. Es könnte doch sein, so erhofft es der Autor, daß sich der Satz wie ein Widerhaken festsetzt und dabei beim Leser immer neue Deutungsversuche, Versuche der Anwendung des in dem Satz enthaltenen Gedankens initiiert. Der metaphorische Charakter des Satzes liegt einerseits in seiner Widerständigkeit und Vieldeutigkeit, die es unmöglich machen, ihn rein rezeptiv voll-

ständig aufzulösen und wegzuklären; und liegt andererseits in seiner Gegebenheit als Text, d. h. als Darstellung in einem System von Mitteln, der Sprache nämlich. Für einen Menschen, der in der Sprache nicht zu Hause ist, liegt keine Metapher vor. Die beiden genannten Aspekte stehen in einem gewissen Gegensatz zueinander: die Offenheit, ja Unbestimmtheit der Interpretation wird durch den Rhythmus der Sprachtätigkeit temporär aufgehoben und Deutungsmöglichkeiten werden durch den Text als Form kanalisiert.

Da der Gegenstand des Textes, sein Inhalt, welcher letzten Endes den Text abgrenzt und bestimmt, als intendierte Anwendung erscheint und nicht als irgendein Ding oder irgendeine gefühlsmäßige Stimmung, verwirklichen sich im Text beide oben genannten Seiten des Denkens. Die Metapher ist ein Indikator oder Mittel dieser Dialektik. Texte, Kunstwerke, Theorien sind prinzipiell von der Wirklichkeit, auf die sie sich beziehen, zu unterscheiden und sind gleichzeitig umfassend wirksame Weisen, die Wirklichkeit zu sehen.

Die Metapher präsentiert ihr Sujet und darüber hinaus zugleich die Art und Weise, in der sie es präsentiert, die Art der Darstellung. Arthur C. Danto hat diesen Punkt in seiner Philosophie der Kunst am Beispiel einer Darstellung Napoleons I. als römischer Kaiser erläutert. »Die so gekleidete Figur ist eine Metapher der Würde, Autorität, Größe, Macht und politischen Vollendung«. Aber »der Betrachter (muß) die Metapher als Antwort auf die Frage auffassen, warum dieser Mann vom Künstler in *jene Kleider* gesteckt wurde — eine ganz andere Frage als die, warum Napoleon so gekleidet ist, deren Antwort vielleicht gar nicht metaphorisch ist. Kurz gesagt ... der Ort des metaphorischen Ausdrucks liegt in der Darstellung - in Napoleon-als-römischer-Kaiser — und nicht in der dargestellten Realität, nämlich in Napoleon, der diese Kleider trägt« (A.C. Danto: Die Verklärung des Gewöhnlichen. Suhrkamp 1984, S. 261).

Bedeutungen existieren nur innerhalb eines Kontextes, so sagt man. Denken als Darstellen bezieht sich auf die menschliche Tätigkeit als Kontext und ist ein Mittel, die Beschränkungen »objektiv empirischer« Kontexte zu erweichen. Interpretation markiert die Selbsterkenntnis des Subjekts innerhalb vorgegebener Kontexte.

Man kann die Skizzierung dieser Tatbestände auch noch anders wiederholen: Wissenschaftliches und künstlerisches Wissen ist immer formal und verlangt den Verzicht auf eine unmittelbare Reifizierung seiner einzelnen Bestandteile. Theorien oder Kunstwerke sind keine Verdopplung der Wirklichkeit. Das Wissen ist gewissermaßen zunächst als Form gegeben. Man muß Theorien wie Kunstwerke zunächst als Elemente eines strukturellen Zusammenhangs, eines Stils, einer Art und Weise der Wirklichkeitsbeziehung usf. wahrzunehmen trachten, und erst vermittelt über diese erste Seite kann man etwas »fürs tatsächliche Leben« daraus lernen oder ableiten. Man muß, kurz gesagt, Theorien wie Kunstwerke metaphorisch auffassen. Diese Indirektheit des Gegenstandsbezuges begründet auch eine Spaltung zwischen theoretischer oder künstlerischer Struktur auf der einen Seite und der Tätigkeit andererseits. Das Wissen läßt sich nicht vollständig dem Rhythmus der Tätigkeit unterordnen. Es kann von der Tätigkeit nicht vollständig absorbiert werden. Wissen (Reflexion) und Tätigkeit (Operation)

wurden einerseits scharf getrennt und sind andererseits durch die Ebene des »Sehens« oder der modellierenden Vorstellungen verbunden.

Gerade durch seine Gegebenheit als Form wird das Kunstwerk oder die Theorie auch wieder zu einem Bestandteil der Welt; ja diese erscheint in deren Licht. Eine illustrative Szene zu diesem Wechselspiel findet sich in M. Formans Mozart-Film »Amadeus«. Mozart erklärt dem Kaiser den Beginn seiner Oper »Die Hochzeit des Figaro«. Gerade die größtmögliche Steigerung des formal-zwingenden Charakters der Musik macht es möglich, eine Szene des alltäglichen, lebendigen Lebens, wie das Ausmessen eines Platzes für das Hochzeitsbett, darzustellen. Der »unsterbliche ewige Charakter« von Mozarts Musik ist untrennbar verbunden mit der historischen Begegnung. Die »Vergänglichkeit« dieser Musik ist wahr, ebenso wie wissenschaftliche Aussagen es sind, weil sie nicht absolut und endgültig formulierte Aussagen sind.

Die Erkenntnis als Form bestimmt zwar nicht ihr Verhältnis zur Tätigkeit oder zum Wissen (Reflexion) aber drückt es doch aus. Was so oft, insbesondere in der Kunst als Stilbruch kritisiert wird, ist daher in Wirklichkeit immer auch ein Bruch im Denken. Es gibt keine Stilbrüche im Sinne einer Trennung von Form und Inhalt.

Das Interesse an einer Analyse und Beschreibung von Kunst und Wissenschaft liegt in der Annahme, daß die theoretische wie die künstlerische Reflexion in ihrer orientierenden Funktion und in ihren produktiven Möglichkeiten gegenwärtig behindert wird durch eine Spaltung unseres Bewußtseins in technokratische versus kulturpessimistische Tendenzen, oder daß sie behindert wird durch die Tendenz »gerade das Denken als das Automatenhafte bisweilen Krankhafte hinzustellen: immer schon war der *blinde* Formalismus den Menschen feind. Viele Mitbürger sehen das Spirituelle in einer ausdrucksvollen Bewegung des Körpers besser dargestellt als in einem Theorem der Differentialgeometrie, eher in einem vieldeutigen 'tiefen' Satz als in einer präzisen Beschreibung« (Oswald Wiener: Turings test, in: Kursbuch 75: Computerkultur, S. 13). Andererseits weiß jeder zumindest intuitiv, daß es einer gewisse Bestimmtheit und klaren Abgrenzung von alternativen Möglichkeiten, Zielen usf. bedarf, um im Denken Orientierungen und Motive zu entwickeln. Theoretische Begriffe oder künstlerische Fixierungen ermöglichen dem, durch sie je bestimmten Handeln den Zugang zu allgemeinen Einsichten über das bestimmte Besondere.

C. Hoare, prominenter Computerwissenschaftler, hat in einer Rede anlässlich der Verleihung des Turing-Preises der Association for Computing Machinery im Jahre 1980 festgestellt, daß es im Bereich der software-Konstruktion zwei Verfahrensweisen gibt. »Die eine besteht darin, einen Entwurf so einfach zu machen, daß er *offensichtlich* keine Fehler enthält; der zweite, ihn so kompliziert zu machen, daß er keine *offensichtlichen* Fehler enthält.

Die erste Methode ist weitaus schwieriger. Sie verlangt dieselbe Fertigkeit, Hingabe und sogar Inspiration wie die Entdeckung der einfachen physikalischen Gesetze, die den komplexen Naturphänomenen zugrunde liegen. Sie erfordert auch die Bereitschaft, Zielsetzungen zu akzeptieren, die durch physikalische, logische und technologische Einschränkungen begrenzt sind, und einen Kompromiß zu akzeptieren, wenn widerstreitende

Zielsetzungen nicht zu vereinbaren sind«.

Ich halte diese These für äußerst suggestiv. Wer hätte nicht schon an sich selbst, in seiner eigenen Arbeit bemerkt, daß sich seine Gedanken in einer unnötig voraussetzungsvollen, komplizierten und spekulativen Weise entwickeln; daß dies begleitet ist von dem Versuch, die offensichtlichen oder einfachen Fehler zu vermeiden und schließlich, daß diese Angst vor den offensichtlichen Fehlern etwas Scholastisches an sich hat.

Aber ist nicht das wirkliche Denken auf das Wesen der Dinge gerichtet anstatt auf ihre bloße Erscheinung und bedeutet nicht, »offensichtlich keine Fehler zu machen«, sich auf etwas Offensichtliches zu konzentrieren, auf die Erscheinung, auf die Dinge, so wie sie sind, auf das pragmatisch Naheliegende usw. usf.? Ist nicht der Begriff der Hierarchisierung das notwendige Komplement zum Begriff des Fehlers oder der Korrektheit? Ist doch das Entscheidende an einem produktiven fundierten Denken, seinen Standpunkt zu wählen, eine Perspektive auf die Wirklichkeit. Das Denken muß sich entscheiden, ein A als ein B zu betrachten, etwa das Eisenbahnwesen als ein System, eine Geschwindigkeit; eine Kraft als einen Vektor (Pfeil); eine Fläche als ein Produkt; einen Heuhaufen als eine bestimmte Farbkombination. Laplace' Dämon (vgl. DEBATTE 2/84, S. 73) erkennt nichts, weil er alle Information besitzt, sie aber nicht zu hierarchisieren vermag. Dabei geht es jedoch nicht um das Auffinden absoluter endgültiger Hierarchien, sondern um das Handhaben variabler Kontexte. Weder das künstlerische noch das wissenschaftliche Denken thematisiert die Frage des Wesens in endgültiger Art und Weise und als einen ein für allemal gewählten symbolischen Ausdruck, sondern thematisiert es durch einen unendlichen und dauernden Übergang von einer Darstellung zu einer anderen. Die Unerschöpflichkeit der Dinge dieser Welt wird nicht symbolisiert, sondern in unendlichen tätigen Prozessen erschlossen. Das Wissen ist kein Ort zum Verweilen, sondern es gleicht eher Türen, durch die man sich hindurchbewegt. In diesem Sinn kann man vereinfachend sagen, die Mathematik besteht im Aufstellen und Umformen (lösen) von Gleichungen, wobei dauernd mit den Grenzen der Darstellungen und mit der Frage der angemessenen Formalisierung für je bestimmte Kontexte als den eigentlichen Problemen gerungen wird. Alle mathematischen Begriffe sind geprägt von der Notwendigkeit einer Kontextualisierung oder »Lokalisierung« und ihrer gleichzeitigen Relativierung oder »Aufhebung«. (Wer hier schon wieder den formalistischen Pferdefuß wittert, sei daran erinnert, daß mystische oder holistische Erkenntnisauffassungen viel schrankenloser mit Formen und Modellen verfahren). Und auch in der Kunst hat jede Zeit, jeder kulturelle Kontext und jeder Künstler seine eigenen Formulierungen der Sachverhalte, die bereits unendlich oft dargestellt worden sind, aufs neue zu finden.

Der Formalismus, den man so fürchtet, wenn man das Wesen der Dinge im Sinn hat, ist nicht im formalen Charakter jedes Denkens zu sehen, sondern ist eine Art Monomanie, die man überall treffen kann und die der formalen Logik nicht näherliegt als der einstigen 'Vogue'-Chefin Diana Vreeland, die ein Journalist durch das folgende Oscar Wilde-Zitat charakterisierte: »Sie ist eine Sphinx ohne Geheimnis. Sie ist eine von jenen Frauen, auf die man sich verlassen kann, da sie kein Erinnerungsvermögen für das Wesentliche haben... ein Drachen des guten Geschmacks«.

Diese Charakterisierung deutet an, wie die Gegensätze sich berühren, wie ein metaphysischer Substantialismus in eine totale Relativierung umschlagen kann. Dem widersteht die Dialektik und das dialektische Denken, dessen Leistung es ist, dieses Abgleiten in metaphysische Denkweisen oder in den totalen Relativismus des Denkens zu verhindern. Es kommt einem Lennins Charakterisierung der Dialektik in den Philosophischen Heften in den Sinn, weil diese Charakterisierung darauf verweist, daß alles Denken formales Denken ist und daß die Dialektik gerade der Einsicht in den formalen Charakter jedes Denkens geschuldet ist: »Wir können die Bewegung nicht vorstellen, ausdrücken, ausmessen, abbilden, ohne das Kontinuierliche zu unterbrechen, ohne zu vergröbern ... Die Abbildung der Bewegung durch das Denken ist immer eine Vergröberung, ein Abtöten — und nicht nur die Abbildung durch das Denken, sondern auch durch die Empfindung, und nicht nur die Abbildung der Bewegung, sondern auch *jedes* Begriffes. Und darin liegt das Wesen der Dialektik. Gerade dieses Wesen wird durch die Formel ausgedrückt: Einheit, Identität der Gegensätze« (Ges. Werke Bd. 38, S. 246).

Wir hatten in diesem Sinne die »modellierenden Vorstellungen« und das »Sehen« in der Verknüpfung sowohl mit der Reflexion wie der Operation hervorgehoben. Man könnte zu der Auffassung gelangen, daß der Formalismus in den Künsten und in den Computerwissenschaften, wo die Art des Gegebenseins, das Medium und die Darstellung im Medium so stark in den Vordergrund treten, viel näher liegt als in den theoretischen Wissenschaften, als selbst in der Mathematik oder Logik, die ja in jedem Fall den nicht-modalen und prinzipiellen Charakter ihrer Erkenntnisse zu betonen versuchen.

Man könnte auch zu der gegenteiligen Auffassung gelangen, wenn man sieht, wie das soziale Interesse, das Interesse für die Menschen den formalistischen Objektivismus mildert, der so vielen Intellektuellen eigen ist, die die Bestimmtheit des Denkens bloß »ideell« auffassen und sie nicht dialogisch begründet sehen. So begründet sich gerade die Bedeutsamkeit des Darstellens und des »Sehens«, die die Erkenntnis als Form bestimmen. Die in der Darstellung im Medium unterlegten gegenständlichen und sozialen Distanzierungen geben erst die Voraussetzungen für eine dialogisch eingerichtete gegenständliche Orientierung ab.

Wir sind hier an unserem Ausgangspunkt angelangt. Das eröffnet die Möglichkeit, denselben Faden in einer anderen Art und Weise erneut aufzunehmen.

Wenn man Dichterlesungen beiwohnt, wenn man dem Vorlesenden zu hört, bemerkt man aufs neue: Es muß nicht immer alles etwas bedeuten. Natürlich sollte es geläufig sein, daß Kunst nicht symbolisch, »ideell« bestimmt ist. Warum fällt es mir dann auf, daß der Schriftsteller hier als ein Praktiker der Sprache erscheint, gleichsam als Artist oder Handwerker? Ein solcher Praktiker darf, wenn er kein bloßer Stümper ist, nicht falsch kritisiert werden. Es gibt, und mit dieser Wiederholung nehme ich die Frage wieder auf, inwiefern die Form des Wissens eine Realität darstellt, und auch eine Beziehung des Subjekts zu dieser Realität, es gibt also keine zu kritisierenden Brüche in der Sprache; es gibt lediglich Brüche im Denken. Ist eine derartige Behauptung nicht merkwürdig angesichts der immer wie-

der hervorgebrochenen Tatsache, daß im dichterischen Wort Form und Inhalt eine unauflösliche Einheit bilden, daß der Inhalt einer Dichtung und ihre sprachliche Form zuweilen beinahe identisch erscheinen? Und wenn man weiter bedenkt, daß das Denken nicht einfach eine Eigenschaft des Kopfes darstellt, sondern eine auf jeweils bestimmten Mitteln basierende Tätigkeit ist?

Es ging um die Brüche in der Sprache. In einer wirklich schriftstellerischen Sprache sollten aber alle sozialen Sprachen, alle gesellschaftlich vorhandenen Sprechweisen mehr oder minder gegenwärtig sein. Nicht die Form als Form, als Ding, sondern die Form unterworfen der Vielfältigkeit, die das objektive Leben ist. Gerade diese in der traditionellen Stilistik unbegriffene Vielfältigkeit sei der Grund, warum es bisher keine literaturwissenschaftliche Theorie des Romans gibt, sagt der geniale sowjetische Philologe Michail Bakhtin (1895-1975). »Das Wort des Romans wurde zum Prüfstein für das gesamte stilistische Denken, zu einem Prüfstein, der die Beschränktheit dieses Denkens zutage treten ließ, ... Der Stil des Romans besteht in einer Verbindung von Stilen, und die Sprache des Romans ist ein System von 'Sprachen'. ... Der Roman ist künstlerisch organisierte soziale Redevielfalt, mitunter Sprachenvielfalt, und individuelle Stimmenvielfalt. Die innere Schichtung der einheitlichen Nationalsprache in soziale Dialekte, Gruppenredeweisen, Berufsjargons, Genremanner, Sprachen der verschiedenen Generationen und Lebensalter, Sprachen einzelner Strömungen und Schulen, Sprachen der Autoritäten, Sprachen bestimmter Zirkel und flüchtiger Moden, sozialpolitische Sprachen des Tages und sogar der Stunde — diese innere Schichtung jeder Sprache, in jedem Moment ihrer historischen Existenz ist eine notwendige Voraussetzung für das Romangenre: Die soziale Redevielfalt und die diesem Boden entwachsene individuelle Stimmenvielfalt des Romans orchestrieren alle seine Themen, die gesamte in ihm dargestellte und ausgedrückte gegenständlich-semantiche Welt ... Der Roman ist ein dichterisches Genre. Das Romanwort ist poetisches Wort, nur läßt es sich allerdings nicht in die bestehende Konzeption des poetischen Wortes zwängen, der einige beschränkte Prämissen zugrunde liegen. ... Sprachphilosophie, Linguistik und Stilistik postulieren ein unbefangenes und unmittelbares Verhältnis des Redenden zu »seiner« einzigen und einheitlichen Sprache und eine direkte Realisierung dieser Sprache in der monologischen Aussage des Individuums. Im Grunde werden lediglich zwei Pole sprachlichen Lebens anerkannt, zwischen denen sämtliche zu behandelnden sprachlichen und stilistischen Erscheinungen liegen: das System der einheitlichen Sprache und das diese Sprache sprechende Individuum« (vgl. Gesellschaftswissenschaften, Heft 1, 1978, S. 153 ff.).

Unter den Wissenschaftlern haben es die Physiker besonders leicht, ihre Wahrheit mitzuteilen, und zwar weil es so überaus vielfältige wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Methoden gibt, die physikalische Realität zu erforschen und zu erfahren. Die Physiker müssen das physikalische Wissen eben nicht wie die Schriftsteller auf der einen Ebene der Zeichen erarbeiten, auf der einen Ebene, auf der es dann mitgeteilt werden soll. Neuerdings ist hier sogar eine weitere Revolution in den Naturwissenschaften angesagt. N.S. Lane, Chairman eines wissenschaftlichen Beratungskomitees für den amerikanischen Präsidenten, schreibt beispielsweise: »Die Wissen-

schaft unterliegt im Augenblick einem strukturellen Wandel, einem Übergang von zwei zu drei grundlegenden Methodologien — zu der experimentellen und theoretischen Wissenschaft tritt nämlich die zusätzliche Kategorie der Computer- und Informationswissenschaft. Ein Wandel vergleichbarer Größe ereignete sich mit der Entwicklung der systematischen experimentellen Wissenschaft zu Galileis Zeiten«. Das Wesentliche dieser Aussagen liegt in der schon heute unbestreitbaren Tatsache, daß der Computer und seine Wirkungen sich weder der theoretischen noch der empirisch experimentellen Methodologie vollständig unterordnen läßt.

Auf der einen Seite finden also die Physiker sehr viel leichter Möglichkeiten vor, zum geistigen und kulturellen Leben der Gesellschaft beizutragen als die Schriftsteller; auf der anderen Seite vermögen grade letztere, sofern sie ihre Sprache als soziale Redevielfalt im Sinne Bakhtins begreifen, den dialogischen Charakter des Denkens, die Dialoghaftigkeit unseres geistigen Lebens wiederzugeben. In den Wissenschaften bleibt diese Dialoghaftigkeit eher unbewußt.

Nachdem ich mich bisher bemüht habe, eine bestimmte Perspektive zu entwickeln, möchte ich in der nun folgenden Zusammenfassung eher von den Phänomenen ausgehen.

»Noch bis etwa 1960« schreibt Werner Diederich in der Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Band, Theorien der Wissenschaftsgeschichte, »nahmen Wissenschaftsgeschichtsschreibung und Wissenschaftstheorie kaum voneinander Notiz«. Die Überwindung dieser Situation drückt nicht zuletzt Thomas Kuhns »Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen« aus, ein Buch, »in dem dieser ein viele Wissenschaftsphilosophen herausforderndes Bild der Wissenschaftsentwicklung entwirft: Die Wissenschaften schreiten voran in normalen Phasen der Ausgestaltung und Anwendung paradigmatischer Theorien und Methoden, die einander in krisenhaften Erschütterungen und revolutionären Neurorientierungen ablösen« (Diederich a.a.o.).

Dieses Konzept der wissenschaftlichen Revolution hat zwei Dinge vor allem in den Blickpunkt gerückt, zum einen die sozialpsychologische Kategorie der Wissenschaftlergemeinschaft und zum anderen die Tatsache, daß Wissenschaft auch immer eine Art und Weise, die Welt zu sehen, ist oder spezifischer, die Theoriebeladenheit jeder Beobachtung. Dieses »Schlagwort aus der Wissenschaftstheorie«, wie Danto es nennt, »wonach es keine Beobachtung ohne Interpretation gibt und die Beobachtungstermini der Wissenschaft folglich in einem solchen Maße theoriebeladen sind, daß die Suche nach einer neutralen Beschreibung ... gerade bedeutet, auf die Möglichkeit zu verzichten, Wissenschaft überhaupt zu betreiben«, diesen Sachverhalt findet er bezogen auf die Kunst ebenfalls wieder. Danto weist darauf hin, »daß etwas von der gleichen Art auch für die Kunst zutrifft. Eine neutrale Beschreibung anzustreben, heißt, das Werk *als ein Ding* anzusehen und somit nicht als Kunstwerk: Der Begriff des Kunstwerks ist in diesem Sinne analytisch, daß es für das Kunstwerk eine Interpretation geben muß. Ein Kunstwerk zu sehen und zu wissen, daß es ein Kunstwerk ist, läßt sich in gewisser Weise mit der Erfahrung vergleichen, die man mit dem Buchdruck macht, bevor man zu lesen gelernt hat. Es als Kunstwerk zu sehen, ist also der Übergang vom Bereich bloßer Dinge zu einem Bereich der

Bedeutung. ... In der Kunst ist jede neue Interpretation in dem Sinn eine kopernikanische Revolution, daß jede Interpretation ein neues Werk konstituiert, auch wenn das anders konstituierte Objekt bei der Transformation ebenso unverändert bleibt wie der Himmel« (A. C. Danto: Die Verklärung des Gewöhnlichen, a.a.O., Seite 191/92).

Zweifellos hat sich spätestens im 19. Jahrhundert die Dialektik des Gegensatzes von Darstellen und Interpretieren, von Form und Bedeutung dynamisch intensiviert.

Michael Bakhtin hat eine literarische Theorie des europäischen Romans entwickelt, die auf der Kategorie »der sozialen Redevielfalt« als konstitutivem Element des Romans aufbaut. »Der Prosaschriftsteller reinigt die Wörter nicht von den ihm fremden Intentionen und Tönen, löscht die in ihnen angelegten Keime der sozialen Redevielfalt nicht aus, verfremdet die sprachlichen Gesichter und Redeweisen (die potentiellen Erzählergestalten) nicht, die hinter den Wörtern und Formen der Sprache aufscheinen, sondern ordnet alle diese Wörter und Formen in verschiedenen Distanzen vom letzten Sinnzentrum seines Werks, von seinem eigenen intentionalen Zentrum an. ... Die Entwicklung des Romans liegt in der Vertiefung der Dialogizität, in ihrer Erweiterung und Verfeinerung beschlossen« (Bakhtin: Die Ästhetik des Wortes; Frankfurt 1979, S. 190/91).

Aber auch hier wie in allen Künsten entstehen Probleme mit der zunehmenden Vielfältigkeit und Inkommensurabilität der interpretativen Standpunkte, die die Kunst als notwendige Form zu zerstören drohen, jedenfalls dann, wenn man als Künstler zu unbedingt und direkt die eigenen subjektiven Intentionen ausdrücken will. Die Vielfältigkeit und Zerrissenheit ist für das Publikum der Kunst nur noch als Wechsel der Stimmungen, als Bewegung, als Übermaß an Ausdruck, Bedeutungshaftigkeit wahrzunehmen aber nicht mehr als Form, nicht mehr objektiv, nicht mehr als eine Realität oder als eine Wirklichkeit, die eine andere Wirklichkeit interpretiert durch Darstellung.

Mit diesem Problem kämpft z. B. Wolfgang Hildesheimer in seinem Mozart-Buch. Er schreibt: »Klassik und Romantik haben das subjektive Empfinden als bewußtes Ausdruckselement in die Musik eingebracht. Wenn wir in den Werken der Musikgeschichte und der Biographie lesen, so erscheint es uns, als werde diese neue Gleichberechtigung von Inhalt und Form eindeutig als Positivum bewertet; als werde jetzt endlich der ersehnte Einblick in das Innenleben des Schöpfers gewährt, in den 'Genius im Menschen', während vorher Objektivität gewaltet habe, die für uns den Schaffensimpuls verschleierte (Bachs Fugen = Mathematik usw.) ... Wenn wir also den Ausruf hören: Das ist schon beinahe Beethoven! oder den Nebensatz lesen: ... wie es dann bei Beethoven zu höchster Vollendung gelangte — und wir lesen ihn in diesem buchstäblichen Wortlaut in beinahe allen Büchern über Mozart, ... so fragen wir uns, welcherlei objektiv sich gebende Kriterien einer solchen Auffassung wohl innewohnen mögen«. Und er fährt, bezogen auf seinen Standpunkt fort: »Wir sehen gerade in Mozarts gewissermaßen programmatischer Objektivität jenes einzigartige Element des absolut Rätselvollen ...: Das Erwecken und das gleichzeitige Stillen einer Sehnsucht, deren Art und Herkunft uns zwar bewußt aber nicht bekannt wird. Mozarts Musik gibt uns die Erlebnistiefe wieder, ohne das Erlebnis, das sie

als Ausdruck des Absoluten nicht erreicht, weil sie es nicht erreichen will. Seine Sprache versteht jeder anders, in Wirklichkeit versteht sie keiner, aber das wenige genügt uns, um uns selbst den Rest zu suggerieren, dessen Deutung uns überlassen bleibt«.

Mit dieser Problematik kämpfen auch schon die Kinder in der Schule, wenn sie eine Größe oder Situation durch eine andere Größe oder Situation darzustellen suchen, wenn sie etwa die empirische Tatsache, daß eine bestimmte gerade Linie einen bestimmten Kreis berührt, in der arithmetisch-algebraischen Sprache der analytischen Geometrie auszudrücken bemüht sind. Die Kinder können (wie eigentlich jedermann) individuelle Bedeutung und Objektivität ihres Denkens nur vereinen, indem sie verschiedene Darstellungen miteinander in Beziehung setzen.

Zerstört werden diese Anstrengungen der Kinder durch die Behauptung, daß überhaupt kein Darstellungsproblem oder Interesse vorliegt, weil entweder die Dinge ihre einzige richtigen Namen, quasi auf den Leib geklebt tragen, weil nur eine Darstellung zugelassen wird oder weil Darstellungen überhaupt nur als »freier subjektiver« Ausdruck möglich sind (Technokraten und idealistische Subjektivisten reichen sich in dieser Behinderung der Kinder die Hand).

Die erkenntnistheoretische Situation in den Wissenschaften gleicht dieser Beschreibung des Lernens aufs Haar. Die wissenschaftsphilosophische oder erkenntnistheoretische Diskussion wird am stärksten belebt und angeregt durch ein jedermann leicht verständliches historisches Faktum: Die Zenon'sche Paradoxie des Wettkaufs Achills mit der Schildkröte, die jedem zumindest aus dem Mathematikunterricht seiner Schulzeit geläufig ist, verwandelte sich im 19. Jahrhundert aus einem amüsanten, stimulierenden, aber nicht weiter ernst zu nehmenden Sophismus in einen Stachel, der das wissenschaftstheoretische Denken permanent zu reizen begann. Dies geschah, so behauptete ich, weil man bewußt oder unbewußt realisierte, daß die Paradoxie nicht in einem Zuwenig, sondern in einem Zuviel an Auflösungen bestand, in einer Vielfalt inkommensurabler und in der epistemologischen Diskussion tatsächlich vorgetragener Lösungsvorschläge, die nicht in die eine *wesentliche* Bewältigung einmündeten. In meinen Augen läßt sich darauf auch direkt der heute vielfach gemachte Vorschlag beziehen, daß die sogenannte »Korrespondenztheorie der Wahrheit« aufgegeben werden muß. Dazu schreibt etwa H. Putnam: »Das Mißliche an diesem Vorschlag (der Korrespondenztheorie, M.O.) ist nicht, daß es keine Entsprechungen zwischen Wörtern oder Begriffen und anderen Entitäten gibt, sondern daß es zu viele Entsprechungen gibt. Um nur *eine* Entsprechung zwischen Wörtern oder geistigen Zeichen und geistesunabhängigen Dingen herauszugreifen, müßten wir schon einen Bezugszugang zu den geistesunabhängigen Dingen haben« (Putnam: Vernunft, Wahrheit und Geschichte; Frankfurt 1982, S. 104). Allerdings läßt sich eine solche Argumentation nur dann auf Zenons Paradoxon beziehen, wenn man ihr nicht folgt, sondern an der Objektivität der Erkenntnis, d.h. am Bestehenden eines tatsächlichen Darstellungsproblems festhält.

Die hier angedeutete Dynamik und Komplexität sowohl unseres sozialhistorischen Lebens wie unseres Bewußtseins hat natürlicherweise eine Fülle von verständlichen und zugleich einseitigen »Heilmitteln« hervorgerufen,

etwa atonale Musik, abstrakte Malerei, Romane der abstrakten Narrativität ohne Handlung, Formalismus, Mystizismus, übermäßige Ideologisierung, Überspezialisierung, Methodologisierung oder übermäßige Normativität in den Wissenschaften. Es geht mir eigentlich nicht um derartige Hinweise, sondern es geht mir um die Plausibilität meines Themas: Ein wissenschaftliches, d.h. nicht abergläubisches Verhältnis zur Wirklichkeit scheint mehr denn je auf alle Erfahrungen des Denkens angewiesen, auf die künstlerischen ebenso wie auf die wissenschaftlich-technischen.

Frank Deppe, geb. 1941; Prof. für Politikwissenschaft; Autonomie und Integration, 1979; Einheit und Spaltung der Arbeiterklasse, 1981; Ende oder Zukunft der Arbeiterbewegung? 1984. Michael Otte, Dr.rer.nat., geb. 1938; Prof. für Grundlagen der Didaktik der Mathematik; u.a.: Mathematiker über Mathematik, 1974 (Hrsg.); Mathematik, die uns angeht, 1980 (gemeinsam mit anderen Autoren); Wissen als 'society of minds', (Einleitungssatz zur deutschen Übersetzung von S. Papert: Mindstorms, Kinder, Computer und neues Lernen), 1982. Arne Raeithel, Dr.phil., geb. 1943; Psychologe und Softwareschreiber; Psychologie der Wahrnehmung (mit F. Seeger und M. Stadler) 1975; Tätigkeit, Arbeit und Praxis, 1983. Peter Rühmkorf, geb. 1929, Schriftsteller; zuletzt: Bleib unerschütterbar und widersteh, Aufsätze — Reden — Selbstgespräche, 1984. Helmut Ridder, Dr.jur., Dr.h.c., geb. 1919; Prof. für Öffentliches Recht und Wissenschaft von der Politik; zuletzt: Beiträge im Alternativ-Kommentar zum Grundgesetz, 1984. Johannes Schenk, geb. 1941; Schriftsteller; zuletzt: Gesang des hessischen Privatmannes Johann Jakob Daniel Meyer, 1982. Konstantin Michajlovic Simonow, 1915 - 1979; Erzähler, Dramatiker, Lyriker und Publizist; u.a.: Die Lebenden und die Toten, 1962, Trilogie.

Mr. Niokis wird zur Reception gebeten

Mister Sid Niokis soll zur Reception kommen.
 Bitte Mister Sid Niokis.
 Vom Stuhl ein alter Mann,
 zwei Löcher im Mantel links unter der Tasche,
 in der noch zwei Geldstücke sind,
 genug um zu telefonieren. Sein Gesicht
 hat 27 Falten, rundlich über den Augen,
 die schwarz sind. Viel kleine in seinen Augen-
 winkeln. Sid Niokis
 nimmt zuletzt vom Garderobenständner
 seinen Hut, staubig. Staub der nicht abgeht.
 So geht er am Kellner vorbei, auf dem Tisch
 blinken zwei Gulden.
 Silbern die Gulden.
 Er ist bartlos, gut rasiert, etwas gebückt.
 Sie werden erwartet sagt der Portier.
 Wo fragt Sid Niokis. Schaut sich um,
 neben ihm mit dem Rücken zu ihm
 steht eine Frau. Sonst niemand.
 Wo werde ich Sid Niokis von wem
 Erwartet.
 Die Hand weist auf sie. Madame?
 Die Frau dreht sich zu Sid Niokis.
 Der Hut fällt ihm vom Kopf. Leute die
 zur Reception wollten, bleiben stehen.
 Die Hotelhalle ist betroffen. Die Uhr
 schlägt schneller. Der Portier zerknüllt
 Stück Papier. Der Liftjunge vergißt auf
 den Knopf zu drücken. Ein Auto hupt.
 Ein Strahl Sonne kurz aus der Wolke.
 In der Bar klimmt ein Glas. Die Drehtür
 klemmt. Paar Rufe draußen. Die Straßen-
 bahn kreischt. Ein Dampfer tutet.
 Die Zeitungsfrau vergißt den Kunden.
 Das Telefon schrillt.
 Eine schlanke Hand über die Schulter
 von Sid Niokis.
 Schön ihr graues Haar auf seinem
 zerschlissenen Mantel.

Postdampferkapitän

Ich werde nie mehr auf ein Schiff gehen,
 sagt er. Näht an einer Tasche aus Segeltuch.
 Nein, das Meer ist zu düster.
 Salz kauf ich ab jetzt nur beim Kaufmann
 und Seegang mach ich im Teich vorm Dorf-
 ausgang. Spaziergänger rund um den Berg,
 vom Wasser umschlossen,
 die Lilien, die Schilfhalme, die Holzschuhe,
 das ist genug, sagt er, Stich für Stich
 näht er die Tasche. Wo das Papier reinpaßt,
 auf dem die Dampfer abfahren
 zu den Häfen in Afrika, zu den Küsten
 Massachusetts. Vorbeieilen an der Freiheits-
 statue. Dock Nummer Zwei landen.
 Mit Schwung die Wurfleinen zur Pier.
 Du hörst ihm zu. Du siehst die Nähte,
 mit Segelgarn fein gesetzt an den Kanten.
 Um drei ist die Tasche fertig.
 Er bittet dich, einzusteigen. Wind weht
 aus dem Süden.
 Nachts blendet der Leuchtturm.
 Ein bißchen eng ist die Tasche.
 Er kocht einen Tee, sieht aus dem ge-
 öffneten Reißverschluß, neben Schulheft,
 Schlüsseln, Tintenfaß, Füllfederhalter, Briefen.
 Über die hohen Kämme,
 über den weißen Meerschaum,
 bißchen geneigt, segelt die Tasche.

Helmut Ridder

Nach dem Nichtbesuch oder Der Name des Andreotti

Wir gehen aus vom Nichtbesuch des Bundesaußenministers in Warschau. Er ist ein politisches Ereignis ersten Ranges (nicht nur Politik, aber Politik vor allem hat es an sich, daß in ihr Rang und Bedeutung des Nicht-Zustandekommens eines Unternehmens sehr oft Rang und Bedeutung seiner eventuellen Realisierung weit übertreffen). Ob ein mit Blindheit und Selbstblindheit geschlagenes und deswegen schlagendes Land noch zu registrieren vermag, was die objektive Vernunft der Geschichte allen anderen dadurch ad oculos demonstriert, daß der diesem Nichtbesuch auf dem Fuße folgende Besuch in Warschau ausgerechnet von Herrn Andreotti abgestattet wurde? Von dem Politiker, der, Monate bevor aus spektakulär aufgedonnertem Anlaß sein Name auf deutscher Zunge bitter zu schmecken begann, erklärt hatte: »Wir werden niemandem eine Rolle als Motor zuerkennen!« Der damit unmißverständlich jeden Führungsanspruch der BRD in Sachen Europa und die BRD-Vorstellungen von der »Einigung Europas« selbst aufs Korn genommen hatte, in denen sich bundesdeutsche »Deutschland-« und »Ost-Politik« verlängert und den »Freunden« im Westen aufgenötigt werden soll! Der wahrlich kein Tugendbold ist und keiner, der einsame Entschlüsse mutig in die Tat umsetzt, sondern sicher sein konnte, außer in der freilich nach innen fast alle Köpfe beherrschenden bundesdeutschen Traumfabrik nirgends auch nur lippendienstlichen, geschweige denn ernsthaften Widerspruch zu finden!

Dabei hätte gerade Hans-Dietrich Genscher als von der zwar die innenpolitische »Wende« in Gang gesetzten habenden, andererseits aber dezidiert hinter dem »Warschauer Vertrag« von 1970 gestandenen Partei gestellter Außenminister mit dem geplanten Besuch in Warschau nicht einmal die schlechteste Figur unter den nunmehr die BRD Regierenden abgegeben. Irgendwie hätte er mit seiner Person Glaubwürdigkeit darstellen können, was die amtlich immer wieder beteuerte Kontinuität der mit den Verträgen aus der sozialliberalen Regierungsära initiierten bundesdeutschen »Ost-« (hier insbesondere der Polen-) Politik angeht. Und daß er auch gern gereist wäre, ist kaum zu bezweifeln. Daß er nicht reisen konnte, ist eine Niederlage für die Politik der gegenwärtigen Bundesregierung, zu deren Erblast es gehört, Niederlagen in Siege umzudeuten, und seien es auch nur böswillig von andern verhinderte Siege. Warum Genscher nicht reisen konnte, ist im weiteren ebenso unser Thema, wie die Qualifizierung der besonders in ihrem eigenen Lande kaum begriffenen gebrochenen Politik, in die der Besuch sich freilich bruchlos eingefügt hätte — ein verwickelter Zusammenhang von zwei Fragen, den wir hier nicht annähernd erschöpfend behandeln, aber doch immerhin anleuchten können.

Den Zugang zur Problematik darf man sich — um beim Ausgangsbeispiel zu bleiben — nicht dadurch verstellen lassen, daß beide Seiten sich di-

plomatisch darauf geeinigt zu haben scheinen, in ihren Verlautbarungen aus dem Scheitern eine Verschiebung des Termins zu machen; ähnlich las man's nach dem Scheitern des — für die BRD-Seite in vieler Hinsicht einen vergleichbaren Stellenwert einnehmenden — Honecker-Besuchs (allerdings weniger in der BRD als vielmehr — auch das ist schon wieder ein für das eigene Vorprogrammieren von Niederlagen signifikantes Element) im Rhein- und Saarland (vgl. Debatte 2/84, S. 15 ff.). Es ist auch ziemlich müßig, nach denen zu fahnden, die der Torpedierung des Vorhabens die letzte Hand geliehen haben könnten — um die »Schuldigen« dann nach vermeintlich bewährten Erklärungsmustern mit landesdurchschnittlich journalistischer Ignoranz und Arroganz auch sogleich anzuprangern und dingfest zu machen. Was z. B. im »Spiegel« dazu führt, daß die »Betonköpfe« an der Weichsel es gewesen sein sollen, die den Besuch letztlich scheitern ließen (Nr. 48/1984, S. 22), diese »Betonköpfe« jedoch, die, wie jedermann gefäßt ist zu wissen hat, ihre Instruktionen als servile Exekutivorgane ausschließlich von Moskau beziehen, putzigerweise der Ordre aus Moskau den Gehorsam gerade verweigert, sie jedenfalls mißverstanden haben sollen (Nr. 50, S. 14). Die aus deutscher Seele projizierten Klischees des alltäglichen Anti-Sowjetismus sind nun mal als Sehhilfen untauglich; und es ist schon ein seltener Glücksfall, wenn sie sich mal bloß als Scheuklappen erweisen. Vom lauthals verurteilten Anti-Amerikanismus der auch in der Friedensbewegung der BRD anwachsenden, unterschwellig genährten und sich klamm-heimlich eines nationalistischen Rückhalts auch in der Friedensbewegung versichernden »Supermächte«-Phobie, der sich freilich wegen der nur mit Vorbehalt geschätzten »Freunde« in der »freien Welt« nur in einer bündniskonformen Tarnsprache artikulieren kann, gilt dasselbe.

Wenden wir uns danach zwecks Erkenntnisgewinn zunächst der Frage zu, wie in den alles andere als stillen Tagen seither, Tagen verstörten Rüttelns an Blockierungen der BRD-Außenpolitik rundum und ohne ein Marne-Wunder vor dem, was da aus diesen Blockierungen auf uns zu kommt, in Sicht, von den Kräften im Umfeld der christlichen Bundesregierung mit dem Beton umgegangen wird, der schon in den Koffern eines jeden in Richtung Polen reisewilligen Außenministers der BRD vorhanden ist bzw. nachgefüllt werden kann. Härtung und Vermehrung nach dem Motto »Ein deutscher Kopf geht durch jede Wand« wird auch jetzt hingebungsvoll seitens der Vertriebenenverbände unternommen, deren Reihen jüngst durch — man staune — »Gesinnungsschlesier« aufgefüllt worden sind (deutsches Schlesiertum im Angebot? Aber warum schließlich auch nicht, haben wir doch den Vorgang einer das ganze alte deutsche Reichsgebiet überwölbenden »deutschen Staatsangehörigkeit«, des zählebigen Produkts einer Metaphysik und Recht verwechselnden politischen Jurisprudenz im amtlichen Angebotskorb für Aussiedler, die in eine Heimat zurückkehren, welche sie nie verlassen haben).

Ungemein repräsentativ für diese permanenten Bemühungen ist auch jetzt wieder Hans Graf Huyn, MdB (CSU), der im »Bayernkurier« (v. 8.12.84, S. 7) ganz unzynisch — Blindheit und Zynismus schließen sich doch wohl gegenseitig aus — ausgerechnet unter dem historisch dicht bepackten polnischen Wahlspruch »Für eure und unsere Freiheit!« seine jüngsten »Gedanken zur Ostpolitik« bekanntgibt. Kurz zusammengefaßt:

»Wir Deutschen« hätten jegliches »Verständnis für das Bedürfnis des polnischen Volkes, in gesichterten Grenzen zu leben.« Aber »trennende« Grenzen, wie die jetzige polnische Westgrenze, könnten per definitionem keine »sicheren« Grenzen sein. Und was »trennende« Grenzen sind, unterliegt so selbstverständlich unserer alleinigen Definitionsmacht, daß es keiner Begründung bedarf. Nur die Beseitigung der »trennenden« Grenzen werde eben Trennungen überwinden und zum Lohn »gemeinsames Handeln« von Deutschen und Polen gemäß der »Charta der Heimatvertriebenen« möglich machen, die »sowjetische Vorherrschaft in Europa« brechen, die polnischen »Ostgebiete unter anderem mit Lemberg« für Polen zurückgewinnen und weit, weit im Osten nicht nur für Polen, sondern auch für das »in Freiheit geeinigte Deutschland« und das ganze befreite Europa eine wahrhaft »sichere« Grenze entstehen lassen, ein Bollwerk von Grenzen, während alle Grenzen westlich davon einer »politischen Abwertung... bis zur Bedeutungslosigkeit« unterworfen würden.

Dieser Verfasser ist halt ein Maximalist innerhalb des gegen jedes Einsickern von Wissenschaft abgedichteten bildungsbürgerlichen Horizonts, der das Wissen von den sozialen und historischen Entstehungsbedingungen und den Wanderbewegungen und Perioden des nationalstaatlichen Denkens in Europa außen vor läßt und die von ihm Eingefangenen zu jeder politisch zweckdienlichen populären ex post-Historiographie befähigt. Er sähe die Polen offenbar gern wieder auf dem Weg, den einstens, zu Boris Godounows Zeiten Jesuiten aus Polen, und nach ihnen manche anderen, gen Moskau gezogen sind, und hält überhaupt nichts von faulen Kompromissen mit den Realitäten der Gegenwart. Daß es andererseits im Westen (Polens) mit den »Grenzen des Deutschen Reichs von 1937« natürlich niemals sein Beenden haben kann, schon von wegen Danzig und Westpreußen, »belegt« das hierfür zuständige »Ostpreußenblatt« (Folge 50 v. 15.12. anno 84, S. 24) aus der Übertragung von »ewigem Besitz« durch Kaiser und Papst an den Deutschen Orden...

Da erschrickt natürlich selbst mancher brave CDU-Wähler. Doch das Erschrecken über solche Traumtänzerien darf nicht zu einer Fehleinschätzung ihrer tatsächlichen Praxisrelevanz verleiten, die *als eine unmittelbare auch für »konservative« Politiker seit dem Beginn der »neuen Ostpolitik« tatsächlich nicht weit von Null liegt*. Jedwede realitätsnahe Arbeit für die in all den Jahren seit dem »Warschauer Vertrag« und den anderen »Ostverträgen« aus der sozialliberalen Regierungszeit nicht erreichte Normalisierung muß das zur Kenntnis nehmen. Sie darf sich nicht auf die keinen übermäßigen intellektuellen Aufwand erfordерnde Auseinandersetzung mit dem über die ganze bundesrepublikanische Geschichte hinweg ziemlich gleichgebliebenen historisierenden Ausstoß von Rohlingen revanchistischer Ideologiebildung, fixieren, obwohl deren Produzenten und Agitatoren sich selbst bitterernst nehmen und nicht etwa als »Rhetoriker« verstehen. Eine solche Fixierung und Beschränkung wäre zu bequem — und zu gefährlich. Und soweit man sich überhaupt auf die Ebene einer solchen Auseinandersetzung begibt, kann als Gegenmittel am wenigsten geeignet sein eine Schulmeisterei, die z. B. aus den Katakomben der polnischen Geschichte von tausend Jahren exakte »Belege« für eine historisch eherne, daher auch gegenwärtige »Richtigkeit« der polnischen Grenzen hervorzuho-

len weiß, aber nach gusto und Opportunität zweifellos auch x andere Grenzverläufe derart »belegen« könnte. Es ist unzweifelhaft richtig, daß seit dem Ende der Adenauer- und Hallstein-Zeit die altrevanchistisch-kreuzritterlichen Ideologeme der gerade genannten Art vom Markt der Sonntagsreden nicht nur abgenommen, sondern großteils dort auch schon verbraucht, d.h. nicht in den Alltag eingebbracht, sondern sogar dazu benutzt werden, den Massenveranstaltungen der Vertriebenenorganisationen einen — sicherlich makabren — »Glanz« zu verleihen, der dem noch vorhandenen, in seiner realen Größenordnung schwer einschätzbarer Revanchismus *Ersatzbefriedigung* verschafft. Faute de mieux (und der natürlich nicht nur einseitigen Vorteilsgewinnung wegen) hat die polnische Seite sich darauf in den 70er Jahren einlassen mögen und vielleicht sogar müssen, wenn auch nicht ruhigen Gewissens dürfen. Das hat die (schnell vergangene) Scheinblüte unfundierter deutsch-polnischer Normalisierung unter Helmut Schmidt und dem, ihm kongenial, dem progressiven Größenwahn verfallenen Edward Gierek sprießen lassen. Es erleichterte auch noch die Klimaerwärmung für den geplanten Genscher-Besuch (wie die merkliche Distanzierung der Bundesregierung von Vorstellungen eines unter »Wiedervereinigung« firmierenden Anschlusses der DDR an die BRD noch die klimatischen Voraussetzungen für den geplanten Honecker-Besuch schaffen konnte). Was von der demokratischen und moralischen Qualität einer Politik zu halten ist, die auf diese Weise u.U. auch mal Berufsvertriebene und Politfunktionäre düpiert, steht auf einem andern Blatt, das hier nicht aufgeschlagen und studiert werden kann.

Die nur beim ersten Eindruck teils paradoxe Doppelfunktion der Bonn mit der Nichtvisite zugefügten Niederlage besteht nun zum einen darin, daß mit ihr die Bundesregierung wegen einer nur in Sonntagsreden ausgebreiteten, aber ihren sehr viel pragmatischeren Alltag durchaus nicht bestimmenden revanchistischen Politik getroffen wurde (schon wieder eine dieser Ungerechtigkeiten, die man »uns Deutschen« antut!), nachdem man durch leichtfertige Alleingänge, so die bekannten plakativen Äußerungen Zimmermanns über die »Offenhaltung« der »deutschen Frage« kräftig in das Feuer der revanchistischen Agitation hineingeblasen hatte. Danach konnte Genscher nicht mehr so agieren, als ob er noch die insofern weniger belastete sozialliberale Koalition vertrate, die auch das allgemeine Soll des Westens an Sanktionen gegen die krisengeschüttelte Volksrepublik Polen jedenfalls nicht übererfüllt hatte. Durch seine (wahrlich nur zu unterstreichenden) Beteuerungen in letzter Stunde und post festum — »Polens Westgrenze darf auch nicht andeutungsweise in Frage gestellt werden« (vgl. etwa Süddt. Ztg. v. 7.12.84, S. 5) — konnte dieser Schlag nicht mehr verhindert bzw. ungeschehen gemacht werden. Und für Bundeskanzler Kohl, der sich von einem Fettnapf zum andern zu einem Sturz durchsitzt, der noch um einige Klafter tiefer ausfallen könnte als selbst der des Helmut Schmidt, gibt es anscheinend kaum noch ein Entrinnen. Deswegen löste die FAZ hier denn auch die dem Ernst der Lage angemessene höchste Alarmstufe aus, warf anstelle von Journalisten, die auf das Abfilmen und Aufschreiben der dem westlichen Erwartungshorizont gerecht werdenden polnischen Oppositionsveranstaltungen dressiert sind (und dort mittlerweile ihrerseits mit einer gut eingespielten Komparserie rechnen können), einen kundigen und

denkfähigen Polenfachmann an die publizistische Front. Ihn ließ sie dem in die Einladungsfalle der Schlesier getappten Bundeskanzler und den Schöpfern des Mottos »Schlesien bleibt unser« ins Stammbuch schreiben, daß ernsthaft bestenfalls ein symbolischer Trostpreis in Form der polnischen Anerkennung polnischen »Unrechts« (durch Vertreibung begangen) erwartet werden könnte (E.-M. Bader: Was meint »Schlesien bleibt unser«, FAZ v. 14.12.84, S. 12) — was im übrigen auch noch reichlich hoch gegriffen ist; denn keine polnische Regierung — und eine den westdeutschen Wunschvorstellungen entsprechende noch weniger als eine »kommunistische« — würde sich auf die barbarische Treuherzigkeit solcher Vorschläge einlassen und so die Zwangsaussiedlung der Deutschen mit den vorausgegangenen deutschen Okkupationsgreueln auf ein und dieselbe Vergleichsbene stellen können.

Bedeutsamer ist der durch den Nichtbesuch (der die von den USA selbst in die Wege geleitete Beendigung des törichten Regimes ökonomischer Sanktionen gegen Polen nicht stoppen kann) zum zweiten vollbrachte, nicht nur von der Sympathie der »Supermächte« begleitete Schlag gegen die mit Revanchismus weniger, dafür mit (zudem noch sentimentalem und parvenuehaftem) Imperialismus umso mehr zu tun habende reale Bonner Politik des Spiels ohne Grenzen unter dem Namen »Europäische Union« (des Namens wegen für die Schwärmer und die A-Politischen und die »gebildeten Stände« dieses unseres Landes stets attraktiv, umfaßt es eine gebündelte Vielfalt von Einzelprojekten und -strategien, denen hier nicht nachgegangen werden kann). Wie eh und je seit der Verabschiedung von Rationalität mit der Verabschiedung Bismarcks durch Wilhelm Lehmann, ist es der bürgerliche Imperialismus einer immer von neuem durchs Zusätzkommen und durch ihre eigenen Überambitionen verhinderten Großmacht, deren Blutspur durch die beiden Weltkriege bezeichnet wird und die ihre selbst verschuldeten Niederlagen als ungerechte Kränkung empfindet. Der 8. Mai 1985, vor dem sie sich jetzt wie vor einer dunklen Wolke zusammenduckt, aus der ein die Wahrheit erhellender Blitz fahren könnte, dürfte letzteres einmal mehr erweisen, indem auch dieser Tag wieder ein Trauertag zum Gedanken an unverdiente Schmach und Schande werden soll.

Doch dieser schon anlaufenden Inszenierung in die Parade zu fahren, bevor es wieder einmal zu spät ist, scheinen die »Supermächte« nach »gemeinsamer Besichtigung des nasciturus der 'geostrategischen Mitte Europas'« (Debatte, 2/84, S. 20) zunehmend für notwendig zu halten. Deshalb erwägen sie für eben den 8. Mai 1985 die sinn- und augenfällige Demonstration einer Geschichtsstunde über den 8. Mai 1945 — »auf deutschen Boden«, nämlich in der BRD selbst. Deren führende Politiker könnten dann gezwungen sein, die durch das obligate Minimum von Phrasen über den »Unrechtsstaat« dürtig verhüllte Aufhebung des 8. Mai 1945, die der wesentlichste Inhalt aller BRD-Politik von den Anfängen an gewesen ist, wieder aufzuheben. Sie könnten nachhaltig dazu angehalten werden, den 8. Mai 1945 als »Stunde Null« ernst und endlich einmal wahrzunehmen, was denn »diesem unserem Lande« in Wahrheit rechtens zusteht, anstatt darüber zu lamentieren, was ihm angeblich rechtswidrig vorenthalten wird, und darauf ihren Staat zu gründen, der sich nicht schämt, eine Fortsetzung des »Unrechtsstaats« sein zu wollen. Hat der NS-»Unrechtsstaat« den

»Rechtsstaat« BRD und »uns Deutsche« dadurch gekränkt, daß er »im deutschen Namen« das Verbrechen organisiert hat? Oder lag vielleicht doch kein Namensmißbrauch vor, wie diese unerhörte Redewendung insinuiert, sintemalen »wir Deutschen« selbst gehandelt haben?

Friedensbewegung und Demokraten, Deutsche, die als Bürger ihres gegenwärtigen Staates namens Bundesrepublik Deutschland politische Verantwortung zu tragen gewillt sind, sollten erkennen und ihre auf den 8. Mai 1985 gerichteten Überlegungen darauf einstellen, welche Ansatzpunkte dieser Tag unter der jetzt gegebenen und deutlicher hervortretenden internationalen Konstellation der BRD für eine nicht in juristischen Luftschlössern ausgeheckte, keine Schadstoffe verbreitende, nicht den Frieden gefährdende Politik bieten kann.

Das können sie nicht, solange sie den teils auch in rot und grün etikettierten Flaschen vertriebenen nationalistischen Fusel zu sich nehmen, der aus der Destille des ungeachtet seiner Nicht-Existenz laut Bundesverfassungsgericht in seinem Grundlagenvertrags-Urteil von 1973 »noch immer existierenden umfassenden Staates Gesamtdeutschland« (BVerfGE 36, 1, 23) stammt und sie besinnungslos gegen Souveränitätsverluste der BRD politisch vom Leder und gar juristisch zu Felde ziehen läßt. So jüngst in Sachen »Nachrüstung« laut NATO-»Doppelbeschuß« — im Sinne der Kläger natürlich nicht nur erfolglos, sondern auch kontraproduktiv — geschehen durch die »Organklage« der Grünen, die vermeintliche verfassungsrechtliche Mängel bei der vermeintlichen Übertragung von »Hoheitsrechten« auf amerikanische oder NATO-Instanzen vor dem Bundesverfassungsgericht geltend gemacht hatten (Urteil des BVerfG v. 18.12.84, Az. II BvE 13/83). Als ob einerseits dieselben Bundestagsabgeordneten, die der Stationierung durch einen schlchten Beschuß zugestimmt haben, dasselbe nicht auch durch ein entsprechendes förmliches »Gesetz« ohne Wimpernzucken getan hätten. Als ob es andererseits zur Entfernung der Raketen nicht genügen würde, wenn dieselbe überwältigende Parlamentsmehrheit mit einem schlchten Beschuß die Entfernung fordern würde. Denn es ist ganz richtig, daß die BRD, wiewohl sie immer stärker sein will, als sie ist, jedenfalls stark genug wäre, einen solchen Beschuß auch durchzusetzen. Wie der Abtransport dann vonstatten gehen würde, mußte neulich ein ausländischer Gast seinen darob erstaunten, in den Dunkelkammern des Justiz- und Juristenkults herumstolpernden bundesdeutschen Friedensfreunden verraten: per LKW, zu Schiff und mit allen sonst geeigneten Transportmitteln! Hätten die Kläger doch nur begriffen oder wenigstens geahnt, daß der wichtigste und entscheidende Faktor der via americana besorgten Heranschaffung und Stationierung der Raketen gerade die (in ihrem Charakter bis heute nicht veränderte) souveränitätsgeile BRD-Politik gewesen ist. Sie hat sich den unversehrt und unbeschmutzt und ohne Einbußen auch das Dritte Reich überdauernden gesamtdeutschen Staat erfunden. Sie »identifizierte« mit ihm die konkrete BRD, an deren durch Verträge bestimmten »Souveränitätsdefiziten« — hier das Produktions-, Aufstellungs- und Benutzungsverbot für solche Waffen — sie daher auch die unverdienten Leiden des gesamtdeutschen Staats feststellt. Sie nimmt bis auf weiteres denn auch mit den amerikanischen Leistungen als eingebrachtem Gut vorlieb (unwirsch, mäkelnd und notfalls auch sabotierend, wenn und soweit amerikanische

Politik sich nicht auf den deutschen Nenner bringen läßt); d.h. sie gibt nichts preis, was sie an eigener »Souveränität« sowieso nicht hat, sondern lehnt bei den atlantischen »Freunden« aus. Das aber kann man weder begreifen noch auch nur ahnen, wenn man selbst von den Zaubersprüchen über den imaginären gesamtdeutschen Staat, die Drapierung des ewigen (und unübersetzbaren) »Reichs« seit 1945, in den Bann geschlagen ist und mit ihm unter Souveränitätsverlusten leidet. Und so mußte man es ja noch einmal vom Bundesverfassungsgericht, und jetzt mit der bekannten bindenden Wirkung für alle Verfassungsorgane, Behörden und Gerichte der BRD, verbrieft bekommen, wie nicht nur grundgesetzkonform, sondern geradezu in notwendiger Erfüllung eines Verfassungsauftrags für die »Verteidigung« der BRD die Operation »Doppelbeschuß« angelegt war und durchgeführt wird. Und so haben die streitenden Parteien wieder einmal gemeinsam den Beton gemehrt und gehärtet, der alle auswärtige BRD-Politik seit den Anfängen umschließt und ihr die Einsicht in die wahre Lage der BRD unmöglich macht.

Wie es um die bestellt ist, hat unmittelbar nach dem Nichtbesuch Genschers in Warschau »The Times« (v. 28.11.84, S. 13), unter der vernichtenden Überschrift »BIGGER THAN BONN« mit einigen kühlen Sätzen festgestellt: »Last week's announcement that Mr. Shultz will meet Mr. Gromyko followed hotfoot on the announcement that Herr Genscher would not be meeting General Jaruzelski. Two months ago Mr. Gromyko went to see President Reagan instead of Herr Honecker going to see Chancellor Kohl.« Der kluge Verfasser fährt fort: »This latest affair was not Polish, German or even European: there are larger perspectives.« Natürlich kann man von ihm nicht erwarten, daß er im einzelnen mit den unklugen Schlauheiten der Verkündigungspraxis der BRD-Politik vertraut ist, z. B. mit dem oben schon genannten Grundlagen-Vertragsurteil des Bundesverfassungsgerichts, das — von der Schlauheit sich nachgerade zur Listigkeit emporarbeitend — verlauten ließ, die »Grenzen« des fortexistierenden umfassenden Staates Gesamtdeutschland »genauer zu bestimmen«, sei »hier«, in diesem Judikat also, »nicht nötig«. Woraus allein schon erstens erhellt, daß die ausdrücklich für »offen« erklärte »deutsche Frage« mit der im Alltag meist schweigend für offen gehaltenen und eigentlich nie als solche bezeichneten polnischen und darüber hinaus mittelosteuropäischen Frage eine untrennbare Einheit bildet, und zweitens hervorgeht, daß auch das Debakel der Besuchsabsage Honeckers, um wieder mit unserem den Barometerstand in London anzeigen Gewährsmann von der »Times« zu sprechen, in ihrem internationalen Stellenwert eine Angelegenheit mit nicht nur »German or even European«, sondern ebenfalls »larger perspectives« war — und ist.

Es wird nicht mehr gelingen, die hier stellvertretend für die Gesamtheit der die BRD umgebenden aktuellen und potentiellen Andreotti-Länder vernehmbar gewordene Stimmen zu übertönen und von der zentralen Aussage abzulenken, die da lautet: »It seems that, for the foreseeable future, West Germany's Ostpolitik will have to follow rather than lead the development of relations between the United States and the Soviet Union.« Mit der kurzsichtigen Bonner Politik, die sich für ein (die DDR mitumfassendes) »Ost-Locarno« genauso wenig hergibt, wie die Kurzsichtigkeit von Weimar, geht es zu Ende. Daß jene Verweigerung eines »Ost-Locarno« durch

Weimar im »Dritten Reich« folgerichtig zur Entfesselung des Zweiten Weltkriegs geführt hat, tritt in den Andreotti-Ländern deutlich wie lange nicht ins Bewußtsein. Der, wenn schon nicht mehr welt-, so doch wenigstens noch europaweit mit Liebeswerben versuchte Octroi der »deutschen Frage« (Jenninger: Zukunftsfragen der Vereinigung Europas, Bulletin Nr. 155 v. 14.12.1984, S. 1361 ff.: »... sie war stets eine europäische Frage«) stößt bei seinen Bohrungen allmählich auf undurchdringlichen Granit. Da der Störenfried stärker und deshalb gefährlicher geworden ist, wird statt guter zunehmend böse Miene zu seinem bösen Doppelspiel gemacht. Der hektisch nach Ost und West entfesselte verbale Schwall von Freundlichkeit und Sympathiewerbung trägt nichts mehr heim. Schon fast grotesk zu nennen sind die Versuche der Bundesregierung, auch daraus wieder eine Serie strahlender Erfolge zu machen: Man begrüßt die am 7./8. Januar 1985 in Genf beginnenden Sondierungsgespräche zwischen den USA und der Sowjetunion, möchte gar wieder als eine diese Gespräche vorantreibende Kraft gelten (während man insgeheim ihren Erfolg fürchtet, der die politisch-militärischen Ambitionen der BRD in ihre Schranken verweisen würde, weswegen man tunlichst soviel Sand in diese Vorgespräche zu streuen versuchen wird, wie man es bei den gescheiterten amerikanisch-sowjetischen Verhandlungen in Genf über eine eventuelle Abwendung der »Nachrüstung« getan hat) und faßt die dürftige »Bilanz der Ost-Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland im letzten Halbjahr« wie eine von sich selbst begeisterte Fußball-Mannschaft in einer »positiven« Erfolgstabellen zusammen, die die zentralen Nickerfolge natürlich nicht enthalten kann (Regierungssprecher Boenisch am 19.12.1984 vor der Presse in Bonn, Bulletin Nr. 159 v. 20.12.84, S. 1395 f.).

Daß die Epigonen Konrad Adenauers den Realitätsbezug des vordemokratischen BRD-Patriarchen verloren und die globalen Kräfteverhältnisse falsch eingeschätzt haben, macht das Neue Jahr, das Jahr des 8. Mai 1985, zu einem Jahr begründbarer Hoffnung. So könnten die westdeutsch-volkspolnischen Beziehungen unter Präsenz und Assistenz der Andreotti-Länder von dem sie ersticken Mythenplunder befreit werden, dessen Erzeuger und Abnehmer nicht begreifen, daß »Deutschland als Ganzes einschließlich der Wiedervereinigung Deutschlands und einer friedensvertraglichen Regelung« (Art. 2 Abs. 1 des Deutschland-Vertrags v. 26.5.1952) nichts anderes als das Substrat einer entinstitutionalisierten Fortsetzungsgemeinschaft nach dem paralysierten Alliierten Kontrollrat zwischen den Vier Mächten ist, aus dem die BRD für sich weder Rechte noch Pflichten herleiten kann, die ihr nicht aus anderen Rechtstiteln zu kommen, und daß in dieser Fortsetzungsgemeinschaft die Zeiten der *titio in partes* zu Ende gehen. Was von dem kraftmeierischen Wuchern mit dem »noch ausstehenden Friedensvertrag« zu halten ist, läßt sich heute bei den seinerzeitigen Mitarchitekten des Deutschlandvertrags von 1952 nachlesen (»Heute... ist die Frage eines Friedensvertrags praktisch gegenstandslos geworden«, Wilhelm G. Grewe: Die Grundentscheidung der Bundesrepublik, FAZ Nr. 117 v. 22.5.1982). Die Karten für ein ungezinktes Spiel seitens einer auf den Teppich der Realitäten zurückgeholten BRD gehen unter den zur Zeit vorhandenen Kräften offensichtlich an die SPD, die es noch oder wieder geben könnte. Das ist die SPD des Willy Brandt, der für die

Bundesrepublik Deutschland in Warschau das Knie gebeugt hat, nicht die SPD des Helmut Schmidt, des Erfinders einer der deutschen Raketenlosigkeit abhelfenden »Raketenlücke«, nicht die SPD der Kanalarbeiter und der Genossen, die sich als Betongießer verbraucht haben.

Zur Hoffnung müssen einige altmodische Tugenden hinzukommen. Das wäre zunächst die gute alte Tugend des Patriotismus, den es in der sich »gesamtdeutsch« identifizierenden BRD noch nicht einmal in Ansätzen gibt. Seine Grundlage kann nur sein die Erkenntnis, daß, wer im Dienst des imaginären »noch immer existierenden umfassenden Staats Gesamtdeutschland« dessen Nutzen mehrt und Schaden von ihm abwendet, Schaden für die reale BRD mehrt und von ihr Nutzen abwendet. Klugheit ist schließlich auch eine der unentbehrlichen alten Tugenden. Was durch ihre Verdrängung durch das explosive Gemisch von Schläue und Phantasterei angerichtet worden ist, zeigt das Fiasko der gegenwärtigen Bundesregierung, die voraussichtlich als letzte die alten BRD-Rezepte operationalisiert und »dieses unser Land« damit in die Sackgasse geführt hat.

Jubiläumssprachregelung:

Die Bundesrepublik Deutschland, ein freier, demokratischer Staat, in dem die Menschenrechte die Grundwerte sind, hat beim Austilgen des Hitlerismus sowjetische Hilfe nie gebraucht.

Johann Georg Reißmüller, 31.12.84

Konstantin Simonow

Das Vernichtungslager

Das, worüber ich jetzt schreiben will, ist so ungeheuerlich und grauenhaft, daß man es in seinem ganzen Umfang gar nicht fassen kann. Ohne Zweifel wird dieser grausvolle Fall noch lange von Juristen, Ärzten, Historikern und Politikern behandelt werden. Die eingehende Untersuchung wird den ganzen Umfang dieses faschistischen Verbrechens gegen die Menschheit in allen Einzelheiten ergeben. Mir sind bisher bei weitem noch nicht alle Tatsachen und alle Ziffern bekannt; ich sprach vielleicht nur mit einem Hundertstel der Zeugen und sah wohl nur ein Zehntel der vorhandenen Spuren des Verbrechens. Doch kann ein Mensch, der das gesehen hat, nicht schweigen und nicht warten. Ich möchte schon jetzt, gerade heute von den ersten Spuren des Verbrechens berichten, davon, was ich in diesen Tagen gehört und mit eigenen Augen gesehen habe.

1

Ende 1940 erschienen auf einem riesigen unbebauten Feld, das sich rechts von der Chelmer Landstraße, zwei Kilometer von Lublin, erstreckt, einige SS-Offiziere und Landmesser mit Vermessungsgeräten. Nach einigen Tagen war hier ein riesiges Grundstück vermessen, das fast das ganze Feld umfaßte und eine Gesamtfläche von fünfundzwanzig Quadratkilometer einnahm. Auf dem in der Gestapo angefertigten Grundriß waren sechzehn riesige Rechtecke parzelliert, und in jedem Rechteck waren je zwanzig gleiche Quadrate eingezeichnet. Diese Quadrate bezeichneten Baracken, und die Rechtecke waren die sogenannten Felder oder Sektoren, die von allen Seiten mit Stacheldraht umgeben waren. Oben rechts auf dem Grundriß stand der später verschwundene Name: »Lager Dachau Nr. 2«. Die Gestapo unternahm bei Lublin den Bau eines Konzentrationslagers von gewaltigen Ausmaßen, das seinem System nach eine genaue Kopie des berüchtigten Lagers in Dachau darstellte, dieses aber in seiner Ausdehnung um das Mehrfache übertraf.

Der Bau begann im Winter 1941. In der ersten Zeit wurde eine Anzahl polnischer Ingenieure und Arbeiter zum Bau herangezogen, denen man bald darauf als Hauptarbeitskräfte polnische und jüdische Kriegsgefangene beigab, die während des deutsch-polnischen Krieges 1939 gefangengenommen waren; und ungefähr vom August 1941 an wurden die ersten tausend russischen Kriegsgefangenen und Zivilpersonen als Arbeitskräfte in das im Bau befindliche Lager eingeliefert. Zu dieser Zeit war dort das erste Feld oder, wie die Deutschen es nannten, der »erste Block«, mit zehn Baracken zur Hälfte bebaut. Der Bau wurde den ganzen Herbst 1941 und Winter 1942 hindurch fortgesetzt.

Die Zahl der auf dem Bau beschäftigten Menschen wuchs allmählich. Bald nach den Russen kamen große Gruppen politischer Gefangener aus der Tschechoslowakei und aus Polen an, sowie Menschen, die aus anderen Lagern überführt wurden, wo sie in den meisten Fällen schon seit 1933 gesessen hatten. Im Herbst 1941 wurden die ersten zweitausend Juden aus dem Lubliner Ghetto zur Arbeit hierhergebracht. Nach ihnen kamen im Dezember 1941 siebenhundert Polen aus dem Lubliner Schloß an. Dann gerieten vierhundert polnische Bauern ins Lager, die ihre Steuern

an den deutschen Staat nicht rechtzeitig entrichtet hatten. Im April 1942 kamen Transporte mit zwölftausend Personen aus der Slowakei — Juden und politische Gefangene — im Lager an. Den ganzen Mai hindurch trafen immer neue Transporte aus der Tschechoslowakei, aus Österreich und aus Deutschland ein. Der Bau des Lagers ging in beschleunigtem Tempo voran, und zum Mai waren die Baracken Nr. 1,2,3 und 4 für ungefähr vierzigtausend Personen vollendet.

Den Monat Mai 1942 kann man als den Abschluß der ersten Etappe in der Geschichte des Lagers rechnen. Das war die Periode einer fieberhaften Bautätigkeit, der Jagd nach Erweiterung des Raums. Als die Baracken für vierzigtausend Personen fertig und die Haupt-, Neben- und Sonderbauten errichtet waren, als all dies mit doppelten Reihen Stacheldraht, zum größten Teil unter Starkstrom, umgeben war, wurde das Lager von der Gestapo als betriebsfertig bezeichnet. Es wurde auch weiterhin ausgebaut und würde ins Endlose weitergebaut werden sein, wenn unsere Truppen nicht Lublin genommen hätten. Doch das Bautempo war schon ein anderes. Von Mai 1942 an wurde das Lager allmählich ausgebaut, ohne Eile, mit Einführung aller möglichen Vervollkommenungen. Von Mai 1942 an wurde dieses Lager, das in amtlichen Papieren »Konzentrationslager der SS, Lublin« hieß, in nichtamtlichen Dokumenten, Briefen, sonstigen Schriftstücken und von Mund zu Mund anders genannt, und zwar »Vernichtungslager«.

Zwei Kilometer von Lublin, auf einem unbebauten Feld rechts von der Chelmer Landstraße, errichteten die Deutschen die größte »Todesfabrik« in Europa, dazu bestimmt, in möglichst einfacher, nutzbringender und schneller Weise eine größtmögliche Anzahl von Kriegsgefangenen und politischen Häftlingen zu vernichten. Die Organisation des Lagers war in jeder Beziehung einzigartig. Findet man in anderen Mordeinrichtungen der Nazis die Elemente im System des Lubliner »Vernichtungslagers« vereinzelt vor, so haben diese grauenhaften Erzeugnisse der faschistischen Barbaren sich in so vollständiger Form, sozusagen als Komplex, noch nie mit so überzeugender Kraft unseren Blicken dargeboten wie hier in Lublin. Uns sind Stätten bekannt, wie Sabibor oder Belschza, wo Züge mit Todeskandidaten auf einer Schmalspurbahn zu einem öde gelegenen leeren Feld gebracht wurden, wo man die Menschen erschoß und verbrannte. Wir kennen solche Lager wie Dachau und Oświęcim oder das »Großlazarett« in Sławuta, wo die Zivil- und Kriegsgefangenen durch Schläge, Hunger und Krankheiten allmählich umgebracht wurden. Aber im Lubliner »Vernichtungslager« gab es eine Kombination all dieser Methoden. Hier lebten in den Baracken Zehntausende von Gefangenen, die ununterbrochen ihr Gefängnis bauten, ausbauten und umbauten. Es gab Tausende von Kriegsgefangenen, die, vom Herbst 1942 an, nicht zur Arbeit zugelassen wurden, eine Ration erhielten, die noch kleiner war, als die der anderen Gefangenen, und mit fürchterlicher Schnelligkeit durch Hunger und Krankheiten umkamen. Es gab hier Todesfelder mit Scheiterhaufen und Leichenverbrennungsöfen, wo Tausende, ja Zehntausende von Menschen vernichtet wurden, nachdem sie sich nur wenige Stunden oder Tage im Lager aufgehalten hatten, je nach der Größe des Transports und der Zeit, die erforderlich war, um die Menschen zu untersuchen und sie nackt auszuziehen. Es gab hier »Gaswagen« des gewöhnlichen Typs und stabil gebaute, betonierte Bunker für Zyklongas-Vergiftungen. Hier wurden die Menschen auch auf die altindische Art verbrannt, in der allerprimitivsten Weise: eine Reihe Scheiter, darauf eine Reihe Leichen, dann wieder eine Reihe Scheiter und wieder eine Reihe Leichen. Hier kannte man die Verbrennung in einfachen Kremationsöfen, die wie große eiserne Kessel gebaut waren, und die Verbrennung in einem besonders vervollkommeneten Krematorium für Blitzverbrennungen. Die Menschen wurden in Gräben erschossen, und anderen wurde der Halswirbel mit einem eisernen Stock durchschlagen. Es wurden Menschen in einem Wasserbecken ertränkt und andere auf verschiedene Arten ge-

hängt; es gab gewöhnliche Galgen mit einer Querstange und vervollkommenete, transportable Galgen mit Flaschenzug und Schwungrad. Lublin war eine Todesfabrik, wo die Zahl der täglichen Todesfälle von zwei Faktoren geregelt wurde, von der Anzahl der ins Lager eingelieferten Menschen und von der benötigten Arbeitskraft in dieser oder jener Phase des endlos weitergehenden Baus.

Die endgültigen Ziffern werden erst später genau festgestellt werden. Aber einige vorläufige Ziffern beginnen schon jetzt klar zu werden. Alles in allem funktionierte das Lager über drei Jahre. Als die Rote Armee nach Lublin kam, fand sie im Lager nur einige hundert Russen vor. Als wir im Frühling an Kowel heranrückten, evakuierten die Deutschen, wie Zeugen aussagten, zwölf- bis sechzehntausend Gefangene aus dem Lager. Nehmen wir sogar die Zahl sechzehntausend an, so waren also im ganzen vor Auflösung des Lagers weniger als siebzehntausend Personen in ihm zurückgeblieben. Indessen betrug die durchschnittliche Belegschaft, nach den Tagesberichten der Lagerkommandantur, im Jahre 1943 ungefähr vierzigtausend Personen, mit Schwankungen zu dieser oder jener Seite um einige Tausende. Nehmen wir jedoch die Gesamtziffer der Menschen, die im Laufe von über drei Jahren ins Lager eingeliefert wurden, so stellt es sich heraus, daß zwischen der Schlüsselziffer von siebzehntausend und der Zahl der Eingelieferten ein Unterschied von vielen Hunderttausenden besteht. Dieser Unterschied wird so ungefähr der Zahl von Menschen entsprechen, die unmittelbar im Lager vernichtet wurden, diejenigen ungerechnet, die umgebracht wurden, ohne als Gefangene registriert zu werden. Alle diese Ziffern sind den amtlichen Rechenschaftsberichten der Lagerverwaltung entnommen.

Als ich von den Gefangeneneinlieferungen während der anfänglichen Bauperiode des Lagers sprach, verwies ich auf den Monat Mai 1942. Im April und Mai 1942 trafen Massentransporte von Juden aus den Ghettos von Lublin und Umgegend im Lager ein. Im Laufe des Sommers kamen weitere achtzehntausend Personen aus der Slowakei und aus Böhmen an. Im Juli 1942 brachte man die erste Partie Polen an, die der Partisanentätigkeit beschuldigt wurden. Schon dieser erste Transport bestand aus tausendfünfhundert Personen. Im selben Monat wurde ein großer Anzahl politischer Gefangener aus Deutschland gebracht. Im Dezember 1942 kamen einige tausend Juden und Griechen aus dem Oświęcim-Lager bei Krakau an. Am 17. Januar 1943 trafen tausendfünfhundert Polen und vierhundert Polinnen aus Warschau ein. Am 2. Februar neunhundertfünfzig Polen aus Lemberg, am 4. Februar viertausend Polen und Ukrainer aus Tarnopol. Im Mai 1943 kam ein Transport von sechzigtausend Menschen aus dem Warschauer Ghetto hierher. Den ganzen Sommer und Herbst 1943 über kamen mit Unterbrechungen von einigen Tagen Gefangenentransporte aus allen deutschen Hauptlagern — Sachsenhausen, Dachau, Flossenbürg, Neuengamme, Groß-Rosen und Buchenwald — an. Keiner dieser Transporte zählte weniger als tausend Mann. Die Herkunft der Neuangekommenen erfuhr man im Lager nicht nur aus ihren Worten, man erkannte sie auch gleich an ihrem Äußern, denn jedes Lager hinterließ bei den Insassen seinen besonderen Stempel. In Oświęcim, zum Beispiel, war es Sitte, allen Gefangenen, auch den Frauen, die Köpfe kahl zu scheren und ihnen die Gefangenenummer nicht um den Hals zu hängen wie anderswo, sondern in die Hand einzubrennen. Aus Buchenwald kamen Menschen an, die das Sonnenlicht nur schwer ertrugen: in einer Filiale von Buchenwald, dem »Dora-Lager«, befand sich ein in den Felsen gehauenes unterirdisches Werk, in dem die berüchtigte »V1«-Waffe hergestellt wurde. Dort arbeiteten ausschließlich Slawen, in der Hauptsache Polen und Russen. Sie arbeiteten, ohne auch nur einmal ans Tageslicht zu kommen, und nach einem halben Jahr unterirdischer Arbeit verloren sie so viel ihres Sehvermögens, daß sie unverzüglich partweise ins Lubliner »Vernichtungslager« geschickt wurden.

Ich habe nur einige Ziffern und Lager genannt, diese Angaben sind in keiner Wei-

se vollständig, sie sollen nur helfen, sich wenigstens teilweise ein Bild von dem Geschehenen zu machen. Ergänzend noch einiges über die nationale Zugehörigkeit der ins Lager Eingelieferten. Die im Lager vernichteten Menschen waren zum großen Teil Polen. Unter ihnen gab es Geiseln, wirkliche und angebliche Partisanen und Angehörige von Partisanen, außerdem eine sehr große Anzahl von Bauern, besonders solche aus den Bezirken, in denen deutsche Bauern angesiedelt und polnische Landleute ausgesiedelt worden waren. Den Polen folgt eine gewaltige Anzahl von Russen und Ukrainern. Ebenso groß ist die Zahl der von den Deutschen vernichteten Juden, die beinahe aus allen Ländern Europas, von Polen bis Holland, ins Lager gebracht wurden. Dann folgen ansehnliche Ziffern, jede über mehrere Tausend, das sind Franzosen, Italiener, Holländer und Griechen. Eine kleinere, aber immerhin noch beträchtliche Ziffer entfällt auf Belgier, Serben, Kroaten, Ungarn und Spanier (die letzteren gehörten offenbar zu den in Frankreich verhafteten Republikanern). Außerdem wurden unter den Personalausweisen der Getöteten solche der verschiedensten Leute der verschiedensten Nationalitäten gefunden, und zwar von Norwegern, Schweizern, Türken und sogar Chinesen. In einem Zimmer der Lagerkanzlei, wo ein großer Haufen von Papieren, Pässen und Personalausweisen der Getöteten auf dem Boden lag, fand ich, als ich aufs Geratewohl diese Papiere herausgriff, im Laufe von zehn Minuten Ausweise von Angehörigen fast aller europäischen Nationen. Da war der Paß von Sophia Jakowlewna Dussewitsch aus dem Dorf Konstantinowka im Kiewer Gebiet, einer ukrainischen Arbeiterin, geboren im Jahre 1917. Da war ein Paß mit dem Stempel »République Française«, auf den Namen von Eugène Duramé, Franzose, Metallarbeiter, geboren in Le Havre den 22. September 1888. Ein von der Volksschule in Banja Luka ausgestelltes Zeugnis war für Ralo Junitsch, Mohammedaner, bestimmt, der die Schule im Jahre 1937 mit dem Zeugnis »do bar«, d.h. »gut«, in »Moral, Naturkunde und Geschichtsschreibung« abgeschlossen hatte. Ein in Kroatien ausgestellter Paß lautete auf Jatirano-witsch, geboren in Zagreb, er erhielt ihn am 2. Januar 1941. Da war der Paß Jakob Borhardt, geboren in Rotterdam am 10. November 1918, ein Personalausweis von Eduard Alfred Saka, geboren im Jahre 1914 in Mailand auf der Via Plimo Nr. 29. »Größe 175, Körperbau stark, besondere Kennzeichen: keine«. Da war ein Personalausweis Nr. 8544, ausgestellt für Savaranti, Grieche von der Insel Kreta. Ein deutscher Reisepaß lautete auf Ferdinand Lotmann, Ingenieur aus Berlin, geboren am 19. August 1872, da war ein Arbeitsbuch mit dem Stempel »Generalgouvernement«, ausgestellt für Sigmund Kemak, polnischer Arbeiter, geboren am 20. März 1924 in Krakau. Da gab es eine chinesische Legitimation mit Photo und Hieroglyphen, die ich nicht lesen konnte. Es gab Personalausweise mit Blutflecken, andere waren aufgelöst von Wasser; es gab Papiere, die mitten durchgerissen und andere, die mit Füßen getreten waren. Dieser grauenhafte Berg von Personalausweisen war ein Grabhügel über ganz Europa, eingewängt in ein Zimmer.

Es läßt sich sogar schwerlich voraussagen, welch fürchterliche Einzelheiten bei der eingehenden Untersuchung dieser Papiere und bei dem Verhör der unzähligen Zeugen zutage kommen werden. Möglicherweise wird man hier auf Spuren von hervorragenden europäischen Persönlichkeiten stoßen, die während der deutschen Herrschaft verschollen und untergegangen sind. Ich weilte nur einige Tage in diesem Lager und sprach nur mit einem geringen Teil der dort vorhandenen Zeugen. Doch schon in diesen Tagen kam mir eine erschütternde Erzählung zu Ohren. Zwei Lubliner Ingenieure, als Zivilfachleute für den Bau der Kanalisationen anlagen im Lager engagiert, der Russe Peter Michailowitsch Denissow und der Pole Klaudius Jelinsky, erzählten mir unter anderm, daß sie Ende April oder Anfang Mai 1943 im Baumaterialdepot des Lagers einen Lubliner Juden trafen, den sie beide noch von Friedenszeiten her kannten. Der Gefangene trug Bretter im Depot von einem Platz

zum andern. Er wandte sich an sie, wies auf einen hinfälligen Greis, der ebenfalls Bretter schlepppte, und sagte:

»Wissen Sie, wer dieser Greis ist? Das ist Léon Blum.«

Nachdem die Ingenieure sich vergewissert hatten, daß kein SS-Mann in der Nähe war, näherten sie sich dem alten Mann, und es entspann sich folgendes Gespräch:

»Sind Sie Léon Blum?« fragte Denissow.

»Ja, ich bin Léon Blum.«

»Der Ministerpräsident von Frankreich?«

»Ja, Frankreichs Ministerpräsident.«

»Wie sind Sie hierhergeraten?«

»Ich kam hierher mit dem letzten Transport französischer Gefangener.«

»Warum versuchten Sie nicht, dort in Ihrer Heimat zu entkommen? Hatten Sie wirklich keine Gelegenheit dazu?« fragte Denissow.

»Ich weiß nicht, vielleicht hätte ich es tun können«, sagte Léon Blum, »aber ich beschloß, das Schicksal meines Volkes zu teilen.« Und Tränen brachen ihm aus den Augen.

Da erschienen einige SS-Männer, Blum hob eilig mit einem anderen Gefangenen ein schweres zolldickes Brett auf die Schulter und trug es fort. Nach einigen Schritten stolperte er und fiel. Ein Gefangener in seiner Nähe half ihm auf die Beine. Er stand auf, hob das Brett auf die Schulter und ging weiter.

Denissow und Jelinsky kamen erst nach einer Woche wieder in dieses Depot. Sie erblickten wieder den Mann, der ihnen Léon Blum gezeigt hatte, und fragten, wo er sei.

Der Mann antwortete lakonisch: »Dort, wo auch ich bald sein werde!« Und wies mit dem Finger zum Himmel.

Das ist nur ein Fall aus dem Leben dieses Todeslagers, ein Fall, der in allen Einzelheiten aufs bestimmteste von beiden Zeugen bestätigt wird, die sich jetzt in Lublin befinden. Wieviel schreckliche Enthüllungen, die das Schicksal der verschiedensten Menschen aus den verschiedensten Winkeln Europas betreffen, werden erst gemacht werden, wenn das ganze Material an den Tag kommt und alle Zeugen vernommen werden?!

2

Wenn man die Chelmer Landstraße entlanggeht, sieht man zur rechten Hand, nur etwa dreihundert Meter von ihr entfernt, die Umrisse einer ganzen Stadt emporwachsen, Hunderte niedriger, grauer Dächer, gebaut in genau ausgerichteten Reihen, getrennt durch Stacheldraht. Es ist eine große Stadt mit Raum für Zehntausende von Menschen. Man biegt von der Landstraße ab und fährt durch ein Tor auf die andere Seite des Stacheldrahtverhauses. Saubere Baracken mit gepflegten Vorgärten und aus Birkenästen gezimmerten Sesseln und Bänken stehen in Reihen. Das sind die Baracken der SS-Wache und der Lagerbrigade. Hier ist auch das »Soldatenheim«, eine etwas kleinere Baracke, wo das Bordell für die Lagerwache untergebracht war; die Frauen wurden ausschließlich unter den Gefangenen ausgesucht und sobald irgendeine schwanger war, wurde sie vernichtet.

Dann kommen die Kammern, in denen die den Gefangenen weggenommenen Kleider desinfiziert wurden. Durch in die Decke eingesetzte Rohre wurden Desinfektionsmittel geschüttet, dann wurden diese verkittet, die Türen hermetisch geschlossen, und die Desinfektion konnte beginnen. Die Bretterwände der Baracken und die leichtgebauten, nicht mit Eisen beschlagenen Türen bezeugen, daß hier tatsächlich nur Kleiderdesinfizierungen vorgenommen werden konnten.

Doch nun öffnen wir die nächste Tür und gelangen in einen zweiten »Desinfektionskammer«, die schon nach einem ganz anderen Prinzip gebaut ist. Ein quadratischer Raum, etwas über zwei Meter hoch, mit einer Bodenfläche von etwa sechs mal sechs Meter, Wände, Decke und Boden sind aus kompaktem grauen Beton. Von Kleiderhaken, wie wir sie im ersten Raum bemerkten, ist hier keine Spur zu sehen. Alles ist nackt und leer. Der Eingang in den Raum wird von einer einzigen Stahltür mit riesigen Stahlriegeln von außen her hermetisch verschlossen. Die Wände dieser Betonkammer haben drei Öffnungen: zwei von ihnen bestehen aus Rohren, die von außen nach innen führen, die dritte ist ein Guckloch. Es ist ein kleines viereckiges Fensterchen, geschützt durch ein innen in der Betonwand angebrachtes dickes Stahlgitter. Das dicke Glas ist von außen so eingesetzt, daß man es durchs Gitter nicht erreichen kann.

Wohin sieht man durchs Guckloch? Um auf diese Frage zu antworten, wollen wir die Tür öffnen und aus der Kammer hinaustreten. Neben ihr ist eine zweite kleine Betonkammer angebaut, die auch vom Guckloch aus zu sehen ist. Hier ist elektrisches Licht installiert und es gibt einen Schalter. Von hier aus kann man durchs Guckloch die ganze Kammer übersehen. Und hier stehen auf dem Boden einige runde, hermetisch verschlossene Behälter mit der Aufschrift »Zyklon« und weiter in kleiner Druckschrift »Zur besonderen Verwendung in den Ostgebieten«. Der Inhalt eben dieser Behälter wurde durch die Rohre in die mit Menschen angefüllte Kammer nebenan geschüttet.

Die Menschen waren nackt und so dicht aneinandergedrängt, daß sie wenig Raum einnahmen. In der Kammer mit einer Bodenfläche von vierzig Quadratmeter wurden über zweihundert Menschen zusammengepfercht. Sie wurden hineingestossen, die Stahltür von außen verriegelt und zur besseren Abdichtung verkittet, ein Sonderkommando in Gasmasken entleerte die runden »Zyklon«-Behälter in die Rohre. In den Behältern waren blaue, harmlos aussehende Kristalle, die bei der Verbindung mit Sauerstoff Giftgas entwickeln, das sofort auf alle Zentren des menschlichen Körpers einwirkt. Durch die Rohre wurde »Zyklon« geschüttet, der die Erstickung leitende SS-Mann drehte den Schalter, die Kammer wurde hell beleuchtet, und er beobachtete von seinem Kommandopunkt aus durchs Guckloch den Erstickungsprozeß, der, verschiedenen Aussagen zufolge, von zwei bis zehn Minuten dauerte. Durchs Guckloch konnte er ohne Gefahr alles sehen, sowohl die schrecklichen Gesichter der Sterbenden, wie auch die fortschreitende Wirkung des Gases. Das Guckloch ist gerade in Augenhöhe eingebaut. Und wenn die Menschen starben, brauchte der Beobachter nicht hinabzusehen; sie fielen nicht um im Sterben, die Kammer war so vollgepreßt, daß auch die Toten stehenblieben.

Übrigens ist »Zyklon« wirklich ein Desinfektionsmittel. Mit ihm wurden in der Tat in den Nebenkammern Kleider desinfiziert. Das geht in Ordnung und entspricht der Wirklichkeit. Es handelt sich nur darum, wie groß die Dosis »Zyklon« ist, die in die Kammer geschüttet wird.

Gehen wir einige hundert Schritt weiter. Ein leerer Platz. Aus einigen Anzeichen sieht man, daß hier früher mal ein Bau gestanden haben muß. Ja, hier befand sich bis vorigen Herbst ein Krematorium. Im Herbst wurde der Bau eines anderen, vervollkommeneten Krematoriums beendet, zu dem wir später kommen werden; das alte Krematorium wurde abgerissen, da seine Leistungsfähigkeit wesentlich geringer war, als die der rationalisierten, vervollkommeneten Gaskammer. Jenes Krematorium bestand einfach aus einer geräumigen Baracke mit Zementboden, wo auf Ziegelfundamenten zwei riesige Eisenkessel der Länge nach aufgestellt waren. Die Verbrennung ging den Nazis in diesen Kesseln viel zu langsam vor sich. Zwar erwarteten sie hier nicht die endgültige Einäscherung der Leichen, doch sogar der Zerfall der Leiche in morsche Knochen dauerte hier nicht weniger als zwei Stunden. Beide Feu-

erräume wurden gleichzeitig mit vierzehn Leichen beschickt. Das Krematorium konnte somit nicht über hundertfünfzig Leichen am Tag verbrennen, während die Gaskammer sogar bei einer, wie man sich hier ausdrückte, »Vergasung« dreihundert Personen täglich erledigte. Deshalb mußte vor dem Bau des neuen Krematoriums an den großen Vernichtungstagen ein großer Teil der Leichen von hier mit Lastkraftwagen hinaus auf ein Feld hinter den Lagern gebracht und dort verscharrt werden.

Der Zaun besteht aus zwei Reihen vier Meter hoher Pfosten mit Stacheldraht, der oben in Halbdachform nach innen gebogen ist. Beide Pfostenreihen stehen zwei Meter voneinander, und quer durch diesen Zwischenraum zieht sich im Diagonal, von der Spitze des einen Pfostens bis zum Fuß des gegenüberstehenden, eine dritte Reihe Stacheldraht. Der Draht lief über Isolationsrollen und war elektrisch geladen: durch ihn wurde ein tödlicher Starkstrom geleitet, der jede Fluchtmöglichkeit ausschloß.

Dieses elektrifizierte System wurde nicht gleich eingeführt. Ursprünglich war der Drahtverhau nicht elektrisch geladen. Der Übergang zum elektrischen System wurde durch folgende Episode hervorgerufen. Im Mai 1942 erschlug eine Gruppe russischer Kriegsgefangener, die Erschossene im naheliegenden Krembezker Wald begraben sollte, mit ihren Spaten sieben deutsche Wächter und flüchtete. Zwei der Flüchtlinge wurden wieder gefangen, die übrigen fünfzehn entkamen. Da wurden die im Lager verbliebenen hundertdreißig Kriegsgefangenen (von den tausend hier im August 1941 eingelieferten Kriegsgefangenen waren nur hundertdreißig am Leben geblieben) in den Block überführt, wo die Gefangenen untergebracht waren. Eines Abends, Ende Juni, entschlossen sich die russischen Kriegsgefangenen, als sie sahen, daß sie hier sowieso zugrunde gehen würden, zu einem Fluchtversuch. Einige Dutzend der Gefangenen blieben. Die Kriegsgefangenen sammelten alle vorhandenen Bettdecken, legten sie je fünf Stück zusammen und breiteten sie als Brücken über den Stacheldraht. Die Nacht war finster, nur vier der Flüchtlinge wurden erschossen, die übrigen entkamen. Die zurückgebliebenen fünfzig Mann wurden sofort nach der Flucht in den Hof geführt, zu Boden gezwungen und liegend mit Maschinengewehren erschossen. Doch die Deutschen begnügten sich damit nicht. Die gelungene Flucht blieb eine Tatsache, und sie elektrifizierten deshalb in Eile vier der fünf Blockzäune. Nur einer der Blocks war nicht durch Starkstrom gesichert; dort befanden sich Frauen, von denen man wohl keinen Fluchtversuch erwartete.

Wir gelangen zu einem andern Nebenblock. Er ist weniger sorgfältig abgezäunt, als die Wohnblocks. Das ist übrigens nicht erstaunlich, denn hierher kamen die Toten oder Halbtoten oder zur Tötung Bestimmten unter verstärkter Bewachung. Hier, hinter diesem Draht, lebte, mit Ausnahme der SS und der Leichenverbrennungsmannschaft, niemand länger als eine Stunde. Mitten auf einem leeren Feld sehen wir einen hohen viereckigen Schornstein mit einem anschließenden langen, niedrigen rechteckigen Ziegelsteingebäude. Das ist das Krematorium. Es ist vollkommen erhalten wie es war.

Etwas weiter weg sehen wir die Überreste eines großen Ziegelsteinbaus. In den wenigen Stunden, die die Lagermannschaft zwischen der Nachricht vom Durchbruch der Front und der Ankunft unserer Truppen zur Verfügung hatte, versuchte sie die Spuren zu verwischen. Es gelang ihr nicht, das Krematorium in die Luft zu sprengen, aber das Nebengebäude setzte sie in Brand. Trotzdem sind die Spuren nicht weniger deutlich. Ein fürchterlicher Leichengestank erfüllt die Luft.

Die Nebenräume des Krematoriums bestehen aus drei Hauptkammern. Die eine Kammer ist vollgestopft mit halbverbrannten Kleidungsstücken. Das sind die noch nicht weggebrachten Kleider der letzten Gefangenen, die hier ermordet wurden. In der Kammer nebenan ist nur ein Teil der Wand übriggeblieben. In diese Wand sind

eine Rohre von kleinerem Durchmesser als die der Gaskammer, die wir schon sahen, eingemauert. Das ist auch eine Gaskammer zur Massenvergiftung (bisher ist noch nicht aufgeklärt, ob mit »Zyklon« oder mit einem andern Gas). Bei besonders großen Vernichtungen konnte die Hauptgaskammer nicht alles bewältigen, und ein Teil der Menschen wurde hierhergeführt und unmittelbar neben dem Krematorium »vergast«. Die dritte und geräumigste Kammer war offenbar für die Aufstapelung der Leichen bestimmt, die hier in Reihen der Verbrennung warteten. Der ganze Boden ist mit halbverwesten Skeletten, Schädeln und Knochen bedeckt. Das ist nicht das Ergebnis einer planmäßigen Verbrennung, sondern der Niederbrennung des Gebäudes: als die Deutschen die dritte Kammer in Brand setzten, verbrannten die dort befindlichen Leichen mit. Es sind ihrer viele, vielleicht Dutzende, vielleicht Hunderte, — das ist schwer zu sagen, denn diese Menge halbverwesten Knochens mit Stücken halbverbrannten Fleisches ist nicht zu zählen.

Jetzt brauchen wir nur einige Schritte zu gehen, um ins eigentliche Krematorium zu gelangen. Es stellt ein großes Rechteck dar, gebaut aus den feuerfestesten Ziegelsteinen, aus Dinas. In diese Steinwand sind fünf große Feueröffnungen nebeneinander angebracht, die mit gußeisernen Türen hermetisch verschließbar sind. Die runden Türen stehen jetzt offen. Die tiefen Feueröffnungen sind zur Hälfte mit verbrannten Knochen und Asche gefüllt. Vor den Öfen liegen auf dem Platz vor den Feueröffnungen Menschenknochen, die die Deutschen verbrennen wollten und die durch die Feuersbrunst zerstört wurden. Vor drei Feueröffnungen liegen große Männer- oder Frauenknochen, vor den beiden übrigen Knochen von Kindern, der Größe nach zu urteilen, im Alter von zehn bis zwölf Jahren. Vor jedem Feuerloch liegen fünf bis sechs Knochen. Das entspricht ihrem Fassungsvermögen: jedes Feuerloch wurde mit sechs Leichen auf einmal beschickt. Wenn die sechste Leiche nicht Platz fand, schlug die Verbrennungsmannschaft den nicht hineingehenden Körper teil — die Hand oder das Bein oder den Kopf — einfach ab und schloß darauf hermetisch die Ofentür.

Im ganzen gibt es dort fünf Feuerlöcher. Ihre Leistungsfähigkeit war sehr groß. Das Krematorium war so berechnet, daß die Verbrennung der Leichen innerhalb von fünfundvierzig Minuten erfolgte. Doch allmählich wurde der Verbrennungsprozeß beschleunigt und durch Erhöhung der Temperatur die Leistungsfähigkeit verdoppelt: die Dauer der Leichenverbrennung wurde auf fünfundvierzig Minuten, dann auf fünfundzwanzig Minuten und sogar auf weniger verkürzt. Sachverständige haben bereits die Dinasziegel untersucht und an ihrer Deformation und Strukturveränderung erkannt, daß die Temperatur hier über tausendfünfhundert Grad war. Als ergänzender Beweis dienen die gußeisernen Schieber, die auch deformiert und geschmolzen sind. Nehmen wir als Durchschnitt an, daß die Verbrennung jeder Leichenpartie eine halbe Stunde dauerte und fügen wir hinzu, daß nach übereinstimmenden Aussagen der Schornstein des Krematoriums vom Herbst 1943 an ununterbrochen, Tag und Nacht, rauchte und das Krematorium wie ein Hochofen keine Minute stillstand, dann ergibt sich, daß ungefähr tausendvierhundert Leichen täglich verbrannt wurden.

Zum Bau des Krematoriums sahen sich die Nazis auch besonders durch die Vorgänge bei der Katyn-Affäre genötigt. Sie fürchteten weitere Enthüllungen bei der Öffnung der Leichengräben, und deshalb unternahmen sie auf dem Gelände des Lubliner Lagers vom Herbst 1943 an umfangreiche Ausgrabungen. Sie gruben aus den vielen umliegenden Gräben die halbvermoderten Leichen der Erschossenen aus und verbrannten sie im Krematorium, um die Spuren endgültig zu verwischen.

Die Asche und die verbrannten Knochen aus den Feuerlöchern des Krematoriums wurden in dieselben Gräben geschüttet, aus denen die Leichen ausgegraben wurden.

Einer dieser Gräben ist schon geöffnet worden. Man fand dort eine fast meterdicke Aschenschicht.

Hinter dem Lager steht noch ein unvollendetes Block. Innerhalb des Stacheldrahts sind nur Ziegelfundamente zu sehen. Die Mauern waren noch nicht errichtet: nur eine Baracke ist fertiggebaut aber nicht mit Pritschen versehen. Sie war nicht bewohnt, und dennoch wurde sie vielleicht zum grauenhaftesten Zeugen dessen, was hier vor sich ging. Diese einzige Dutzend Meter lange und breite Baracke ist in ihrer ganzen Ausdehnung und in einer Höhe von über zwei Meter angefüllt mit der Fußbekleidung jener Menschen, die hier im Laufe von drei Jahren hingerichtet worden sind. Es ist schwer zu sagen, wieviel Paar Schuhe hier liegen. Vielleicht eine Million, vielleicht mehr. Das Schuhzeug hat keinen Platz in der Baracke und prallt heraus aus Fenstern und Türen. An einer Stelle hat es die Wand durchgedrückt und ein Teil der Wand ist zusammen mit einem Berg von Schuhen eingestürzt.

Hier gibt es alles: zerrissene russische Soldatenstiefel und polnische Militärschuhe, Männerstiefel und Damenpumps, Galoschen und — was das furchtbarste ist — Zehntausende Paar Kinderschuhe: Sandalen, Halbschuhe und Schühchen für Zehnjährige, Achtjährige, Sechsjährige und Einjährige. Man kann sich kaum etwas Grauvolleres vorstellen als dieses Bild. Ein furchtbarer, stummer Zeuge für die Ermordung Hunderttausender von Männern, Frauen und Kindern! Steigt man über diesen Schuhberg hinweg und gelangt in den rechten Winkel des Schuppens, findet man sogleich die Erklärung für das Bestehen dieses ungeheuerlichen Depots. Hier sind Tausende, ja Zehntausende von Sohlen und Oberleder zusammengelegt und Lederstücke einzeln gesammelt. Hier wurde der Teil des Schuhwerks, der als Fußbekleidung schon unbrauchbar war, aufgetrennt und sortiert, und die Sohlen, die Absätze und das Oberleder wurden für sich zusammengelegt. Wie aus allem im Todeslager wurde auch aus diesem Depot Nutzen gezogen; von den Ermordeten durfte nichts verlorengehen, — weder ihre Kleider, noch ihr Schuhzeug, noch ihre Knochen, noch ihre Asche.

In einem der großen Häuser in Lublin befindet sich die letzte Abteilung des Lagers. In Dutzenden von Räumen, in Dutzenden von großen und kleinen Zimmern ist dort ein riesiges Sortierungsdepot für alle Hinterlassenschaften der Hingerichteten eingerichtet. In einem Zimmer sehen wir Zehntausende von Frauenkleidern, in einem andern — Zehntausende Paar Beinkleider, in einem dritten — Zehntausende Wäschestücke, in einem vierten — Tausende von Damentäschchen, in einem fünften — Zehntausende von Kinderanzügen, in einem sechsten — lauter Rasierzeug, in einem siebten — Mützen und Hüte.

Ich sprach mit gefangenen Deutschen, die am Krematorium und an den Leichengräben vorbeigeführt wurden. Sie leugneten ihre Teilnahme an den Schreckenstaten ab. Sie sagten, nicht sie hätten das getan, sondern die SS. Aber als ich danach einen im Lager beschäftigten SS-Mann verhöre, behauptete er in bezug auf die Massenhinrichtungen, daß nicht die SS, sondern der SD, das heißt die Gestapo, es getan hätte. Die Gestapo-Leute sagen, die SS habe es getan. Ich weiß nicht, wer von ihnen die Menschen verbrannte oder wer von ihnen sie einfach erschlug, wer ihnen die Schuhe von den Füßen zog und wer die Damenwäsche und die Kinderkleidchen sortierte, — ich weiß das nicht. Aber wenn ich dieses Kleiderdepot betrachte, denke ich, daß die Nation, welche jene, die dies taten, hervorgebracht hat, die ganze Verantwortung auf sich nehmen muß und wird, auch den Fluch für die Untaten ihrer Repräsentanten.

Ich habe schon die Geschichte des Lubliner »Vernichtungslagers« erzählt und sein jetziges Aussehen geschildert. Jetzt möchte ich auf die Aussagen einiger Zeugen eingehen, mit denen ich gesprochen habe. Ihre Aussagen machen vielleicht nur ein Hundertstel der Zeugnisse aus, die später der Untersuchungskommission vorliegen werden. Ich hatte Gelegenheit, mit dem kriegsgefangenen russischen Arzt Baryschew zu sprechen, der Oberarzt im Kriegsgefangenen-Lazarett war, ferner mit dem Heilgehilfen dieses Lazarets, mit den Zivilingenieuren und Arbeitern, die auf dem Bau des Lagers beschäftigt waren, mit Menschen, die im Lager als Zivil- oder Kriegsgefangene lebten, und schließlich auch mit SS-Leuten, die zur Lagerwache gehörten. Aus all diesen Gesprächen konnte ich mir ein allgemeines Bild über das Leben im »Vernichtungslager« machen, und davon soll jetzt die Rede sein.

Die erste Voraussetzung, von der die im Lager waltenden SS-Leute ausgingen, bestand in folgendem: alle Menschen in diesem Lager, ob es nun Kriegs- oder Zivilgefangene, Russen, Ukrainer, Polen, Bjelorussen oder Juden, Franzosen oder Griechen usw. waren — würden sowieso, früher oder später, vernichtet werden, und dieses Lager sowieso nicht lebend verlassen und auch nie erzählen können, was sich dort tat. Diese grundlegende Voraussetzung war bestimmt sowohl für das Benehmen der Lagerwache als auch für die Methoden der Menschenvernichtung im Lager. Die Toten sind stumm und können nichts erzählen. Sie können keine Einzelheiten mitteilen und diese Einzelheiten dokumentarisch beweisen. Infolgedessen würde niemand Beweise in Händen haben, und das war, nach den Überlegungen der Nazis, die Hauptsache.

Gerüchte über das Lager im ganzen, als über ein Todeslager, konnten natürlich zur Einwohnerschaft der Umgegend dringen, aber darüber regten sich die Nazis nicht auf. Sie fühlten sich in Polen wie zu Hause. Das »Generalgouvernement Polen« war für sie ein für immer erobertes Land. Wer in diesem Land am Leben blieb, sollte vor allem die Deutschen fürchten, und deshalb waren ihnen die schrecklichen Gerüchte, die über das Lubliner Lager in ganz Polen in Umlauf waren, sogar erwünscht. Der Leichengestank, der an besonders großen Vernichtungstagen aus dem Lager durch die ganze Umgegend zog und sogar die Menschen in Lublin zwang, sich die Nase mit dem Taschentuch zuzuhalten, versetzte die Einwohnerschaft in Schrecken. Das sollte ganz Polen eine Vorstellung von der Stärke der Hitlerherrschaft geben und alle Widerspenstigen einschüchtern. Die Rauchsäule, die wochen- und monatelang über dem hohen Schornstein des Haupt-Krematoriums stand, war weithin sichtbar, aber das machte die Okkupanten nicht verlegen. Ebenso wie der Leichengestank diente auch dieser schreckliche Rauch zur Einschüchterung. Tausendköpfige Gefangenekolonnen zogen vor allen Augen die Chelmer Landstraße entlang, ergossen sich durch das Tor des Lubliner Lagers, um niemals mehr herauszukommen; — auch das sollte von der Stärke der Hitlermacht zeugen, die sich alles, was sie wollte, erlauben konnte und niemand Rede und Antwort zu stehen hatte.

Ich möchte meinen Bericht mit der »humansten« Einrichtung des Lagers, dem Lazarett beginnen. Alle ins Lager Eingelieferten kamen auf strenge ärztliche Anweisung hin für einundzwanzig Tage in Quarantäne ins Lazarett, bevor sie in den allgemeinen Baracken untergebracht wurden. Dies entsprach zweifellos medizinischen Erwägungen. Nur muß eine Einzelheit hinzugefügt werden; nämlich, daß alle Kriegsgefangenen, die hier zur Quarantäne eingeliefert waren, auf Befehl der Lagerverwaltung, ausschließlich in Baracken untergebracht wurden, in denen sich Kranke mit offener Tuberkulose befanden. In jede dieser Baracken, mit je zweihundert Kranken mit offener Tuberkulose in schrecklicher Enge, wurden noch zweihundert Menschen hineingepfercht, die die Quarantäne durchmachten. Zieht man

diese kleine Einzelheit in Betracht, so wird man sich nicht mehr darüber wundern, daß bei den Menschen, die im Lager eines sozusagen »natürlichen« Todes starben, bei siebzig bis achtzig Prozent Tuberkulose als unmittelbare Todesursache festgestellt war.

Das Lazarett war im Grunde nur ein Teil des »Vernichtungslagers«. Dort hatten die Nazis ihre besonderen Mordverfahren, die zuweilen sogar schneller wirkten als die in den allgemeinen Baracken. Was die Tötungsverfahren im allgemeinen betrifft, so waren sie sehr verschiedenartig und vermehrten sich fortschreitend mit der Vergrößerung des Lagers.

Die erste Mordstätte war eine Bretterbude, die gleich zu Beginn des Lagerbaus zwischen zwei Reihen Stacheldraht errichtet war. In dieser Bretterbude befand sich unter der Decke angebracht eine lange Stange, an der ständig acht Schlingen hingen. Hier wurden die Schwachen aufgeknüpft. In der ersten Zeit hatte das Lager nicht genügend Arbeitskräfte und deshalb trieben die SS-Leute nicht so einfach ihren Spaß. Sie ließen die Gesunden noch am Leben. Die von Hunger und Krankheit schon Entkräfteten wurden hierhergebracht. Dabei waren die Kriegsgefangenen in einer bevorzugten Lage. In der Bretterbude wurden nur Zivilgefangene aufgeknüpft. Die entkräfteten und arbeitsunfähigen Kriegsgefangenen wurden in Gruppen aus dem Lager hinausgeführt und erschossen. Die Kriegsgefangenen wurden nur dann gehenkt, wenn eine ganze Gruppe nicht zustande kam und es sich nicht lohnte, einen oder zwei Mann in den Wald zu führen. In solchen Fällen wurden die vereinzelten Kriegsgefangenen zusammen mit den Zivilgefangenen gehenkt.

Bald war das schon erwähnte ursprüngliche primitive Krematorium mit zwei Öfen erbaut. Der Bau der Gaskammer verzögerte sich, sie war noch nicht fertig. In diesem Zeitraum wurde in der Hauptsache folgendes Verfahren zur Vernichtung der Kranken und Entkräfteten angewandt: an das Krematorium war ein kleiner Raum mit einem sehr schmalen und so niedrigen Eingang angebaut, daß die Menschen, die sich durch ihn hindurchzwängten, notwendigerweise den Kopf beugen mußten. Zwei SS-Männer standen zu beiden Seiten der Tür, jeder mit einem kurzen, schweren Eisenstock bewaffnet. Wenn der Mensch mit gebeugtem Kopf durch die Tür ging, schlug der SS-Mann ihm mit seinem Eisenstock den Halswirbel durch. Traf einer daneben, wiederholte der andere den Schlag. War der Mensch durch den Hieb nicht getötet sondern nur betäubt, so blieb das ohne Bedeutung. Er wurde als tot in den Ofen des Krematoriums geschoben. Überhaupt galt jeder im Lager als tot, der zu Boden fiel und nicht wieder aufstehen konnte.

Mitunter wurde der Tod arbeitsunfähiger Menschen dadurch herbeigeführt, daß man sie mehrere Stunden in der Kälte beließ. Dann müssen auch die sogenannten »Sportabende« erwähnt werden. Man ließ die schon sowieso entkräfteten und vom langen Arbeitstag restlos erschöpften Menschen nach dem Abendappell noch anderthalb Stunden durch den kneihehohen Schmutz — im Winter durch den Schnee und im Sommer in der Hitze — um den ganzen Wohnblock laufen, dessen Umkreis weit über einen Kilometer ausmacht. Morgens wurden dann die Leichen aufgesammelt, die den ganzen Blockzaun entlang lagen.

Das waren sozusagen die gewöhnlichen, alltäglichen Mordmethoden. Doch die Bestien, die schon Menschenblut gekostet hatten, begnügten sich nicht mit den gewöhnlichen Methoden. Der Tod ihrer Opfer war ihnen nicht nur Arbeit, sondern auch Vergnügen. Wir wollen hier nicht von den in allen deutschen Lagern üblichen Belustigungen sprechen, zum Beispiel vom Scheibenschießen auf willkürlich ausgewählte Opfer von den Wachttürmen aus oder vom Zu-Tode-Prügeln von Hunderten verhungerter Menschen, die sich über die ihnen vorgeworfenen Knochen stürzen. Wir wollen hier nur einige Belustigungen erwähnen, die spezifisch für das Lubliner Lager waren.

Der erste »geistreiche Spaß« bestand in folgendem: Ein SS-Mann hatte plötzlich etwas an einem der Gefangenen auszusetzen, erklärte ihm, daß er die Lagerordnung nicht einhalte und deshalb erschossen werden müsse. Der Gefangene wurde an die Wand gestellt und der SS-Mann setzte ihm seine Parabellum-Pistole an die Stirn. In Erwartung des Schusses schloß der Mensch in neunundneunzig von hundert Fällen unwillkürlich die Augen. In diesem Moment schoß der SS-Mann in die Luft, während zur gleichen Zeit ein anderer SS-Mann, der unbemerkt an den Gefangenen herangegangen war, diesen mit einem schweren Brett auf den Schädel schlug. Der Gefangene stürzte bewußtlos zu Boden. Wenn er einige Minuten später zu sich kam und die Augen aufschlug, sagten die vor ihm stehenden SS-Leute lachend: »Siehst du, da bist du nun im Jenseits. Du kannst sehen, daß es auch dort Deutsche gibt, von uns kommst du nicht mehr weg.« Gewöhnlich war der Mensch durch den Blutverlust so geschwächt, daß er sich nicht mehr erheben konnte, nachdem die SS-Leute sich zur Genüge über ihn amüsiert hatten, wurde er niedergeknallt.

»Spaß Nummer 2« war mit einem großen Bassin verbunden, das sich in einer der Lagerbaracken befand. Der Gefangene, der wegen irgend etwas betraut werden sollte, wurde ausgezogen und in dieses Bassin gestoßen. Er versuchte aufzutauchen und an den Rand zu gelangen, aber SS-Leute, die ums Bassin herumstanden, stießen ihn mit ihren Stiefeln ins Wasser zurück. Gelang es ihm, sich den Stößen zu entwinden, wurde ihm erlaubt herauszuklettern. Jetzt mußte er nur eine Bedingung erfüllen: sich in drei Sekunden vollkommen anzuziehen. Die SS-Leute zählten mit der Uhr in der Hand die Sekunden. Natürlich konnte niemand sich in drei Sekunden anziehen. Er wurde dann wieder ins Wasser geworfen, wieder gequält, bis er ertrank.

»Spaß Nummer 3« hatte unbedingt den Tod des Opfers zur Folge. Der Gefangene, der sich etwas hatte zuschulden kommen lassen, wurde vor der Tötung zu der weißgestrichenen Wäscherolle geführt und gezwungen, die Fingerspitzen zwischen die beiden schweren Gummiwalzen zu legen. Dann drehte ein SS-Mann oder einer der Gefangenen auf Befehl der SS-Leute das Schwungrad. Die Hand und der Arm des Menschen gerieten bis zum Ellbogen oder bis zur Schulter zwischen die Walzen. Die Schreie des Gefolterten waren der »Hauptspaß«. Klar, daß ein so verstümmelter Mensch, wie jeder, der nicht arbeiten konnte, nach der Folterung vernichtet wurde.

Die erwähnten »Spaße« waren sozusagen allgemein üblich. Einzelne SS-Männer amüsierten sich auf ihre besondere Art. Wir wollen nur ein Beispiel anführen, das von zwei Zeugen bestätigt wird. Ein SS-Mann, ein neunzehnjähriger Bursche, der die Arbeiter auf dem Bau des neuen Krematoriums bewachte, trat ohne irgendwelchen Anlaß an den gesundesten und schönsten der arbeitenden Männer heran, befahl ihm, den Kopf zu beugen und versetzte ihm mit voller Wucht einen Knüppelschlag in den Nacken. Da der Mann zu Boden stürzte, befahl der SS-Mann zwei anderen Gefangenen, ihn bei den Beinen zu fassen und mit dem Gesicht nach unten im Kreis zu schleifen, bis er wieder zu sich käme. Als man ihn aber hundert Meter über den festgefrorenen Boden geschleift hatte, kam er nicht zur Besinnung, sondern blieb unbeweglich liegen. Da nahm der SS-Mann ein Kanalisationsrohr aus Zement, hob es hoch und warf es dem Liegenden auf den Rücken. Dann erhob er es wieder und warf es zum zweitenmal, und das wiederholte er fünfmal. Nach dem ersten Schlag mit dem Rohr krümmte der Liegende sich im Todeskampf, nach dem zweiten lag er wieder unbeweglich. Nach dem fünften Schlag befahl der SS-Mann, ihn umzudrehen und schob ihm mit seinem Stock die Augenlider hoch. Als der SS-Mann sich vergewissert hatte, daß der Liegende tot war, spuckte er aus, zündete sich eine Zigarette an und ging, als wäre nichts geschehen, davon. Übrigens geschah so etwas nicht nur aus einer ungeheuerlichen Verrohung einzelner. In den Herbst- und Wintermonaten 1943 betrachtete jeder SS-Mann es als seine Pflicht, damit prahlen

zu können, daß er im Laufe des Tages nicht weniger als fünf Gefangene umgebracht habe.

Ich möchte noch von den Frauen erzählen. Es gab Monate, wo bis zu zehntausend Frauen im Lager waren. Sie lebten dort unter demselben Reglement wie die Männer, nur mit dem Unterschied, daß sie von SS-Frauen bewacht wurden. Ich möchte von einer dieser Furien erzählen, sie stand im Unteroffiziersrang und war Oberaufseherin der Frauenbaracken. Ihr Name konnte bisher leider noch nicht ermittelt werden... Dieses Weib erschien nie ohne einen zwei Meter langen biegsamen Stock aus dickem Draht, überzogen mit Gummi und Leder. Sie war eine abnormal veranlagte häßliche, magere Furie, eine halbverrückte Sadistin. Beim Morgen- oder Abendappell suchte sie sich unter den entkräfteten und abgemagerten Frauen die hübscheste aus, die ihr menschliches Äußere noch einigermaßen behalten hatte, und schlug sie ohne den geringsten Anlaß mit dem Ochsenziemer über die Brust. Wenn ihr Opfer von diesem Hieb zu Boden stürzte, versetzte ihr die Furie einen zweiten Hieb zwischen die Beine und gab ihr mit ihren eisenbeschlagenen Stiefeln noch einen Fußtritt an dieselbe Stelle. Gewöhnlich war die Frau nicht mehr imstande, sich zu erheben und kroch blutend am Boden entlang, bevor sie aufstand. Nach einer oder zwei solcher Exekutionen wurden die Frauen zu Krüppeln und starben bald. Es ist schwer, darüber zu sprechen. Es bleibt nur die Hoffnung, daß diese schreckliche Bestie und Tausende ihresgleichen ermittelt, gefunden und hingerichtet werden, und sie damit jedenfalls ein Hundertstel der ihnen gebührenden Strafe erhalten.

Bisher sprachen wir von den Leiden und dem Sterben jener, die sich eine gewisse Zeit im Lager aufhielten. Aber das Lubliner Lager war wahrhaftig eine Todesfabrik, und viele Menschen wurden sofort nach ihrer Ankunft im Lager umgebracht. Die Zahl der in drei Jahren hier Ermordeten geht in die Hunderttausende. Fast Tag für Tag ging es hinaus auf die Todesfelder. Des Nachts heulten im Lager besonders zu diesem Zweck angekurbelte Traktoren, die das Knattern der Maschinengewehre und die Schreie der Todeskandidaten übertönen sollten. Wenn der Traktor aufheulte, wußten alle im Lager, daß für Tausende von Menschen die Todesstunde gekommen war. Wir wollen nur einiges von der größten dieser Massenerschießungen berichten, die am 3. November 1943 stattfand.

Frühmorgens wurde die Wache alarmiert und das ganze Lager von einer doppelten Kette Gestapo umzingelt. Von der Chelmer Landstraße zog sich eine endlose Kolonne von Menschen durchs Lager, fünf Mann in jeder Reihe, fest untergehakt. Achtzehntausend Menschen zogen an diesem Tag durchs Lager, zur Hälfte Männer, zur Hälfte Frauen und Kinder. Die Kinder bis zu acht Jahren gingen zusammen mit den Frauen, die älteren Kinder bildeten eine besondere Kolonne. Auch sie gingen fest untergehakt in Fünferreihen. Zwei Stunden nach dem Einzug der vordersten Gruppe erscholl im Lager und in der Umgegend Musik. Aus mehreren Dutzend Lautsprechern klangen ohrenbetäubende Foxtrots und Tangos. Diese Musik erklang den ganzen Morgen, den ganzen Tag, den ganzen Abend und die ganze Nacht.

Die achtzehntausend Männer wurden neben dem neuen Krematorium im offenen Feld erschossen. Einige Gräben, zwei Meter breit und mehrere hundert Meter lang, wurden ausgehoben. Erst wurden alle zum Tode Verurteilten nackt ausgezogen und ausgestreckt in die Gräben gelegt. Wenn in einem Graben die Reihe voll war, wurden die Menschen von oben mit Maschinengewehren erschossen. Nun wurde die zweite Reihe hingelegt und erschossen. Das ging so weiter, bis der Graben voll war. Dann schütteten die noch Lebenden den Graben mit Erde zu und gingen über zum nächsten, wo schon sie selbst erschossen wurden. Nur die letzte Reihe der Erschossenen im letzten Graben wurde von den Gestapoleuten selbst verscharrt. Die Leichen wurden nur mit einer ganz dünnen Erdschicht bedeckt. Vom nächsten Tag an wurden sie in den Öfen des neuen Krematoriums mit ungewöhnlicher Intensität ver-

brannt. So wurden an einem Tag achtzehntausend Menschen ermordet.

Zum Schluß muß von zwei Deutschen erzählt werden, die gefangengenommen wurden, oder richtiger von einem Deutschen und einer Deutschen. Der Deutsche hatte unmittelbare, die Deutsche mittelbare Beziehung zu den Geschehnissen im Todeslager. Der Deutsche heißt Theodor Schollen und hat seine Strafe noch nicht erhalten; er lebt noch. Er ist einundvierzig Jahre alt, in Düsseldorf geboren. Im Jahre 1937 trat er in die NSDAP und in die SS ein. Im Juli 1942 kam er ins Lubliner Lager und wurde dort SS-Rottenführer. Von Beruf ist er Schlächter aus einem Berliner Groß-Schlachthaus, und in Lublin versah er den Dienst eines Depotverwalters. Er hatte die ins Lager eingelieferten Gefangenen auszuziehen, zu untersuchen und ihnen ihre Kleider wegzunehmen, bevor sie in die Gaskammer kamen. Er nennt sich Lagerhalter und behauptet, aus Versehen in betrunkenem Zustand in die SS eingetreten zu sein. Er hat sich angeblich ungewöhnlich human zu den Gefangenen verhalten und, wenn die Zeugen, die in seinen Händen waren, bei der Gegenüberstellung ihn daran erinnern, wie er den Leuten mit einer Zange die Zähne ausriß, um nachzusehen, ob sie nicht Brillanten in einem hohlen Zahn versteckt hätten, und wie er die Goldkronen von den Zähnen riß, die in der amtlichen Eigentums-Bestandaufnahme nicht verzeichnet waren und deshalb in seinen persönlichen Besitz übergingen, dann weint er. Er schwört, lediglich ein SS-Unteroffizier zu sein, die Morde aber seien vom SD, vom Sonderdienst der Gestapo begangen worden. Seiner Untaten überführt, lügt er und weint so echte Tränen, daß ein naiver Mensch ihm im ersten Augenblick Glauben schenken könnte.

Das ist der Deutsche. Und hier ist die Deutsche. Sie heißt Edith Schostek, ist einundzwanzig Jahre alt und stammt aus Mitteldeutschland. Sie kam vor zwei Jahren auf Grund des Arbeitsdienstgesetzes nach Lublin. Sie kam auf ein Jahr, blieb aber zwei Jahre. Sie mordete nicht und schlug auch keine Frauen mit der Peitsche über die Brust. Sie war nur Stenographistin beim deutschen Direktor des Lubliner Kraftwerks, und ihre Hände sind nicht von Blut besudelt. Aber als wir sie eingehender verhörten, kam eine kleine Einzelheit an den Tag: sie und ihre Schwester, die auch in Lublin arbeitete, erhielten als Zulage zu ihrem Gehalt Sachen aus dem bereits erwähnten Depot, in dem die Hinterlassenschaften der Hingerichteten aufbewahrt wurden. Sie und ihre Schwester erhielten Spitzen und Schuhe aus diesem Depot. Andere erhielten vielleicht Wäsche und Kleider. Andere wieder, die Kinder hatten, erhielten Kinderhemden und Schuhe, die man den ermordeten Kindern abgenommen hatte.

So schließt sich die Kette, die ganz Deutschland umfaßt. Am einen Ende dieser Kette steht der Henker Theodor Schollen, der den Menschen die Goldzähne ausriß und sie dann in die Gaskammer stieß, und am andern Ende steht Edith Schostek, die lediglich für ihre Arbeit die Sachen der Ermordeten erhielt. Sie stehen an verschiedenen Enden der Kette, aber die Kette ist dieselbe. Die einen werden mehr verantworten, die anderen weniger, aber verantworten werden sie alle. Es hat wenig Wert, daß einer die Schuld auf den andern schiebt. Mögen sie ein für allemal wissen, daß sie sich alle zu verantworten haben.

Aus dem Russischen von Alexander Grossmann. Das Vernichtungslager Lublin ist heute als KZ Maidanek bekannt. Simonows Text erschien in: Internationale Literatur — Deutsche Blätter, 1944, Nr. 10, Verlag für schöne Literatur, Moskau.

Hinter dem Rücken der Avantgarde

Die neue zivile und militärische Technik hat einen Schuldigen, die Vernunft. Das Jahr 1984 hat in der Nachfolge von Sloterdjiks 'zynischer Venunft' mit immer neuen Eskamotagen des Begriffs vertraut gemacht. Es folgten die 'palavernde' (Begleth) und 'das Andere der Vernunft' (Hartmut und Gernot Böhme). In den Wissenschaften wird als Höhepunkt »soziologischer Aufklärung« (*Merkur*, 429) Niklas Luhmanns Grundriß einer allgemeinen Theorie angekündigt, eine Theorie 'Sozialer Systeme' »ohne Vernunft«. »Dem System«, so Luhmann, »fehlt die Vernunft. Deren Restauration wäre angesichts des Kontingenztüberschusses, der Sinn ist und als Sinn ständig reproduziert wird, nur noch im Wege des Oktroi möglich«.

Im *Kursbuch* 78 mit dem Thema 'Lust an der Theorie' stellt Eckhard Nordhofen sich 'den neuesten Angriffen auf die Vernunft', den »Botschaften des Bauches« entgegen: Von der europäischen Vernunft und ihrem Klassiker Kant, an dem vor allem die Böhmes sich abgearbeitet haben, von dieser Vernunft der Aufklärung »zu den Hopi-Indianern, zu den Wahnsinnigen, zu den Müttern, Zauberern und Weisen zu fliehen, hat derzeit so mancher Lust. Doch bei aller Attraktivität des Anderen der Vernunft: es gibt zu ihr keine Alternative. Der Grund ist einfach: nur die instrumentelle Vernunft, die weiß Gott nicht dafür geliebt werden muß, hat eine Technik hervorgebracht, die — einst verklärt, nun gefürchtet — die entscheidende Eigenschaft hat, nicht abschaffbar zu sein. Sie zu perhorreszieren und zu pathologisieren, weckt das Bedürfnis, vor der Vernunft überhaupt zu fliehen. Diese selbst und sie allein wäre aber das einzige, was die gefährlich selbstlauflgenden Denkprodukte bändigen kann. Beschwörungstheater vor einer wildgewordenen Technik ist noch immer zu höherem Entertainment verkommen«.

Einen ähnlichen Einwand trägt auch

Tilman Spengler vor. Gegen eine »neue Beliebigkeit«, gegen die »Molekularisierung des Denkens, seine Selbstbescheidung in immer kleinere Biotope mit immer begrenzteren Begründungs-zusammenhängen«, die schließlich das »Gesichtsfeld des Kopfes« auf den Raum einschränken, »der vonnöten ist, um diesen Kopf in den Sand zu stecken«, plädiert Spengler für die Strenge des Denkens, für 'mehr Theorien'.

Das *Kursbuch* 78 gibt aber auch sanfteren Tönen Platz. Die 'Kopftände und Bauchtänze auf dem Campus', die 'Konzentrationsstörungen', die Peter Weigelt in den Entfernung von Vernunft und Theorie erkennt, die »neueren, sehr ins Persönliche gezogenen Lerngedanken«, scheinen ihm auf die »Überwindung des kulturellen Topos vom isolierten Vordenker und seiner Produkte zu zielen, gleichsam als wehre man sich gegen die vermeintlich von ihnen ausgehende Gefahr, ums je eigene Gefühl für die Sache betrogen zu werden«. Für Weigelt sind die Eskapaden der Studenten zwar nicht zentral, weil die Universität »längst nicht mehr organisierendes Zentrum für politische Erfahrungen ist. Im Gegenteil: moderne Suchbewegungen in Richtung kollektiver Selbstverständigung meiden den Wissenschaftsbetrieb, haben sich auf andere Räume verlagert, sich nach außen zerstreut«. Er gewinnt den universitären und auch infantilen Bauchtänzen dennoch ein Quäntchen politischer Weisheit ab: »Daß die veränderten Erwartungen an die Qualität des Lebens auch jene Erwartungen nicht unberührt lassen, welche in die Wissenschaft gesetzt werden, ist nur konsequent. An dieser Stelle findet auch die sogenannte Wissenschaftsfeindlichkeit gerade engagierter Studenten ihre Begründung. Es ist in diesem Sinne keine Ablehnung der Wissenschaft als Form der Erkenntnistätigkeit, sondern eine Auflehnung

gegen die restriktive Formierung der Lebensmöglichkeit, die aus der Verbindung wissenschaftlichen Kalküls mit politischer Herrschaft entstanden ist«.

Wenden wir uns einer ganz anderen Theoriediskussion zu, der marxistischen, die den Sachverhalt in der materiellen Basis konstituiert und dadurch immer wieder festeren neuen Boden findet. In der *Zeitschrift für deutsche Philosophie* (II/84) aus der DDR hat Peter Ruben, doch nicht verlorener Denker, Neues über 'Produktivkräfte und ihre Entwicklung' berichtet, was die infrage gestellte Vernunft praktisch und theoretisch rehabilitieren könnte. Die Diskussion des Themas habe eine lange Tradition, beginnt Ruben, sei aber »nach wie vor nicht mit allgemeiner Übereinstimmung zu einem theoretisch befriedigenden Abschluß gebracht«. Den immer neuen Versuchen, den Produktivkräften eine an Sachen gebundene und damit technisch dämonisierte Gestalt zu verleihen, hält er entgegen: Sie sind »immer und nie etwas anderes als die Produktivkräfte der Produzenten«. Die 'bürgerliche Ideologie' hat einen großen geschichtlichen Schritt getan, in dem sie sich eine Auffassung von Arbeit bildete, die von der »Annahme eines unpersönlichen, eines ganz und gar ungegenständlichen Subjekts der Produktivkräfte, eben der Arbeit als ihrer Ursache« ausging. Sie hat also Arbeit zum Gegenstand des Denkens gemacht. Das war neu in der Geschichte des Denkens. Den Schritt darüber hinaus zu den Produzenten vermochte sie aber nicht zu gehen, vermag sie bis heute nicht zu gehen. Unterstellt, fährt Ruben fort, Produktivkraft nicht mehr »als Potenz der Arbeit, der aber Produktivität zukommt, sondern als Kraft der Produzenten, Gebrauchswerte zu schaffen, so fällt als erste Gliederung der Produktivkräfte die in individuelle einerseits und soziale andererseits auf. Individuelle Produktivkräfte werden in persönlicher, soziale Produktivkräfte in gemeinschaftlicher (kooperativer) Arbeit verwirklicht. ...

Die Art und Weise wie beide Produktivkraftarten realisiert werden, unterscheidet die verschiedenen Systeme der Produktionsverhältnisse, also die ökonomischen Gesellschaftsformationen voneinander. Für die kapitalistische Produktionsweise z. B. ist es charakteristisch, daß in ihr die sozialen Produktivkräfte auf Kosten der individuellen unter dem Kommando der privaten Produktionsmitteleigentümer entwickelt werden. Für die sozialistischen Produktionsweisen, so könnte man schließen, ist es umgekehrt. Das ist den Simplifikaturen der Bestimmungen kollektiv und individuell ins Stammbuch geschrieben und ein weiteres Mal die Empfehlung, den Satz des Kommunistischen Manifests, daß die freie Assoziation der Werktagigen durch die Befreiung des einzelnen entsteht, gelegentlich auch mal von vorne statt von hinten zu lesen.

Ruben kommt zum Resumee: »Insfern die Technikentwicklung mögliche Arbeitsmittel präsentiert und diese in entsprechender Verbindung mit Produzenten und Arbeitsgegenständen wirklich zu produktiver Arbeit führen, ist die Technikentwicklung unterscheidbares Merkmal der Produktivkraftentwicklung. Sofern sie Aggregate hervorbringt, deren Produktionseinsatz nicht die Kosten lohnt, liefert sie direkt keinen Beitrag zur Produktivkraftentwicklung. ... Betrachten wir die Technikentwicklung für sich, also im Unterschied zu Produktivkraftentwicklung, so wird sehr wohl zu akzeptieren sein, daß sie Entwicklungssackgassen hervorbringt.«

Soviel zu Theorie und Vernunft, die auf angenehme Weise, von neuer Technik provoziert, sich doch zu wehren verstehen. Aber man kann es auch einfacher haben. Bei der Synthese des Widerspruchs, mit dem manche Leute sich so quälen, hat Siegfried Bleicher die Formel 1 entdeckt: »Mitbestimmung und Arbeitszeitverkürzung gehören zur neuen Technik wie Romeo zu Julia«. Alles paletti?

T.N.

FRANKFURTER HEFTE Zeitschrift für Kultur und Politik

Herausgegeben von Walter Dirks und Eugen Kogon

FH - extra 6

**Nach 1984:
Die Krise der Zivilisation und unsere Zukunft
176 Seiten, DM 19,80**

Inhalt:

Walter Dirks: Die alten Normen und der neue Richtpunkt / Eugen Kogon: Die Aufgaben vor uns / Walter Dirks: Für ein anderes Europa / Alfred Mechtersheimer: Reform oder Überwindung des Blocksystems? / Theo Rastehorn: Die Überwindung des »Rechtsstaats« / Friedrich Rapp: Erkenntnistheoretische Überlegungen zu einer alternativen Naturwissenschaft / Klaus Michael Meyer-Abich: Frieden mit der Natur / Otto Ullrich: Abschied vom Mythos der Großen Maschine / Eugen Kogon: Eine Anmerkung: Das Ingenieur-Studium / Dieter Claessens: Ent-Wirklichungen / Hans Jonas: Technik, Ethik und biogenetische Kunst / Walter Weymann-Weyhe: Die Kirchen im Normenkonflikt / Norbert Mette: »Ohne Tugenden geht es nicht...?« / Ferdinand W. Menne: Subsidiäre Solidarität: Die Kraft der Kleinen und der Schutz der Schwachen / Michael Theunissen: Produktive Innerlichkeit / Eva Jaeggi: Die Psychologie und das »rechte Leben« nach 1984 / Hartmut von Hentig: Fragmente einer zukünftigen Pädagogik / Helmut Peukert: Über die Zukunft von Bildung / Ferdinand W. Menne: Jugend — Alternativbewegung — Zukunft / Dieter Rucht: Neue Soziale Bewegungen — Anwälte oder Irrläufer des Projekts der Moderne? / Bernd Kahrmann: Orwells »1984« / Hanns-Josef Orth: Köder, Beute und Schatten — Suchbewegungen der Literatur / Helmut Gollwitzer: Was galt? Was gilt? Was wird gelten?

Coupon

Ich bestelle . . . Exemplar(e) FH - extra 6 (DM 19,80)

Name: _____

Straße: _____

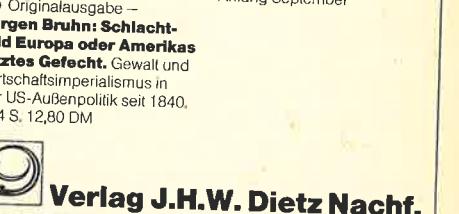
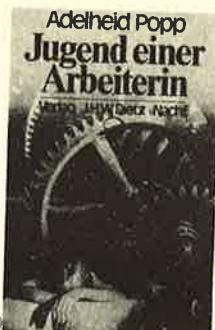
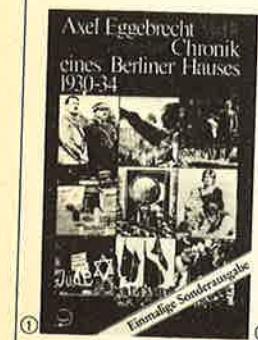
PLZ/Ort: _____

Datum/Unterschrift: _____

Publik-Forum für Frankfurter Hefte
Mörfelder Landstraße 6, 6000 Frankfurt am Main 70



Dietz
Taschen
buch



Verlag J.H.W. Dietz Nachf.

- ① Axel Eggebrecht: **Volk ans Gewehr.** Chronik eines Berliner Hauses 1930-34. 256 S. 9,80 DM
- ② Adelheid Popp: **Jugend einer Arbeiterin.** Hg. u. eingel. v. Hans J. Schütz. 224 S. m. 24 Abb. 9,80 DM
- ③ Charles Schüddekopf (Hg.): **Der alltägliche Faschismus.** Frauen im Dritten Reich. 224 S. m. zahlr. Abb. 9,80 DM
- ④ Friedrich G. Kürbisch (Hg.): **Wir lebten nie wie Kinder.** Ein Lesebuch. 160 S. m. zahlr. Abb. 9,80 DM
- ⑤ Originalausgabe – Paul Geiersbach: **Wie Mutlu Öztürk schwimmen lernen muß.** Ein Lebenslauf, M. e. Einführung von Günter Wallraff. 272 S. 12,80 DM
- ⑥ Originalausgabe – Jürgen Bruhn: **Schlachtfeld Europa oder Amerikas letztes Gefecht.** Gewalt und Wirtschaftsperialismus in der US-Außenpolitik seit 1840. 224 S. 12,80 DM
- ⑦ Rosa Luxemburg: **Ich umarme Sie in großer Sehnsucht.** Briefe aus dem Gefängnis 1915-1918. 336 S. m. zahlr. Abb. 9,80 DM
- ⑧ Richard Löwenthal/ Patrik von zur Mühlen (Hg.): **Widerstand und Verweigerung in Deutschland 1933-1945.** 320 S. m. zahlr. Abb. 9,80 DM
- ⑨ NEU – Originalausgabe – Alexander von Plato: „**Der Verlierer geht nicht leer aus**“. Betriebsräte geben zu Protokoll. 220 S. 14,80 DM
- ⑩ NEU – Johano Strasser/ Klaus Traube: **Die Zukunft des Fortschritts.** Der Sozialismus und die Krise des Industrialismus. 448 S. ca. 16,80 DM. Auslieferung: Anfang September

DVA

Deutsche Verlags-Anstalt

»Der Band
Balladen von Samstag auf Sonntag
ist ein Ereignis.
Und von nun an gehört Peter Maiwald
zur ersten Reihe
der deutschen Lyriker dieser Jahre.«

Marcel Reich-Ranicki
in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

Peter Maiwald
**Balladen von Samstag
auf Sonntag**
Gedichte
104 Seiten
Format 11,5 x 18,7 cm
Gebunden
DM 18,-

Peter Maiwald
**Balladen von Samstag
auf Sonntag**
Gedichte

DVA

2/85

Februar

Franziska Wiethold

Arbeiterbewußtsein und Krise

Wolfgang Krohn

Erzwingen Wissenschaft und Technik eine neue Ethik?

Fred Eckhard

Kreativ und/oder solidarisch – Kunststücke

Rafael de la Vega

Über Helden und Gräber

Till Bruttel

Ein Dorf in dieser Welt

Einsichten

Manfred Vosz

Auf beiden Seiten der Front

Eine Reise durch El Salvador

außerdem Texte von: Bertolt Brecht, Heinrich Kipphardt,
Hans-Jürgen Krysmanski, Peter Maiwald, Thomas Neumann,
Rainer Rilling u.a.